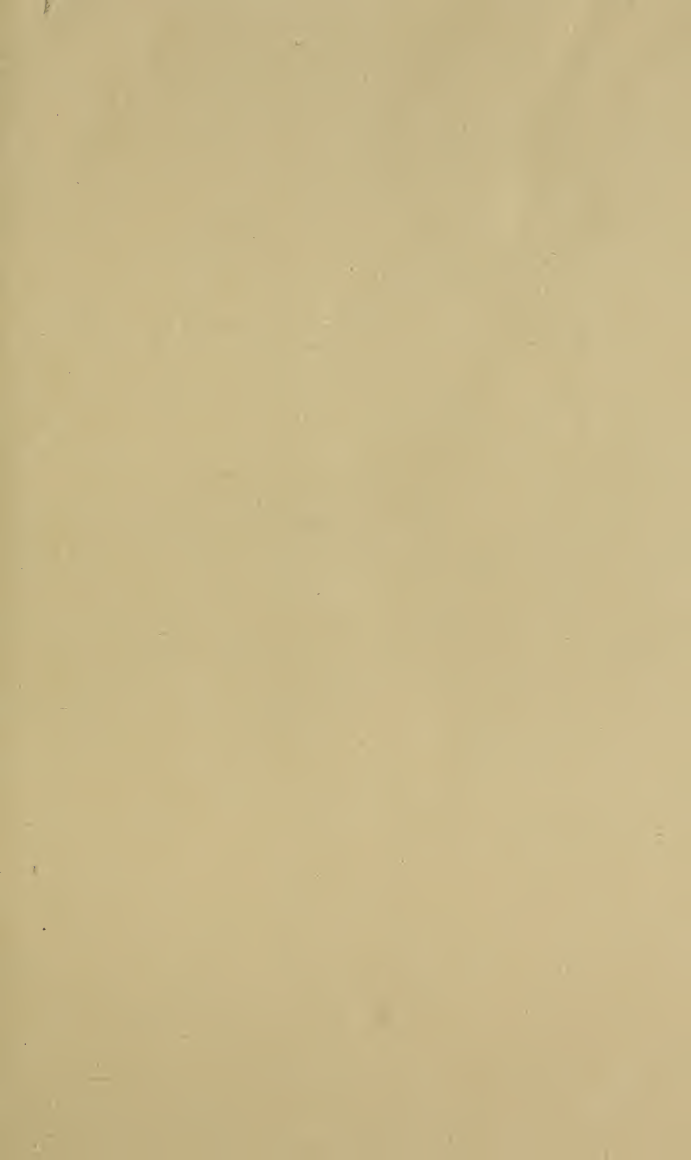
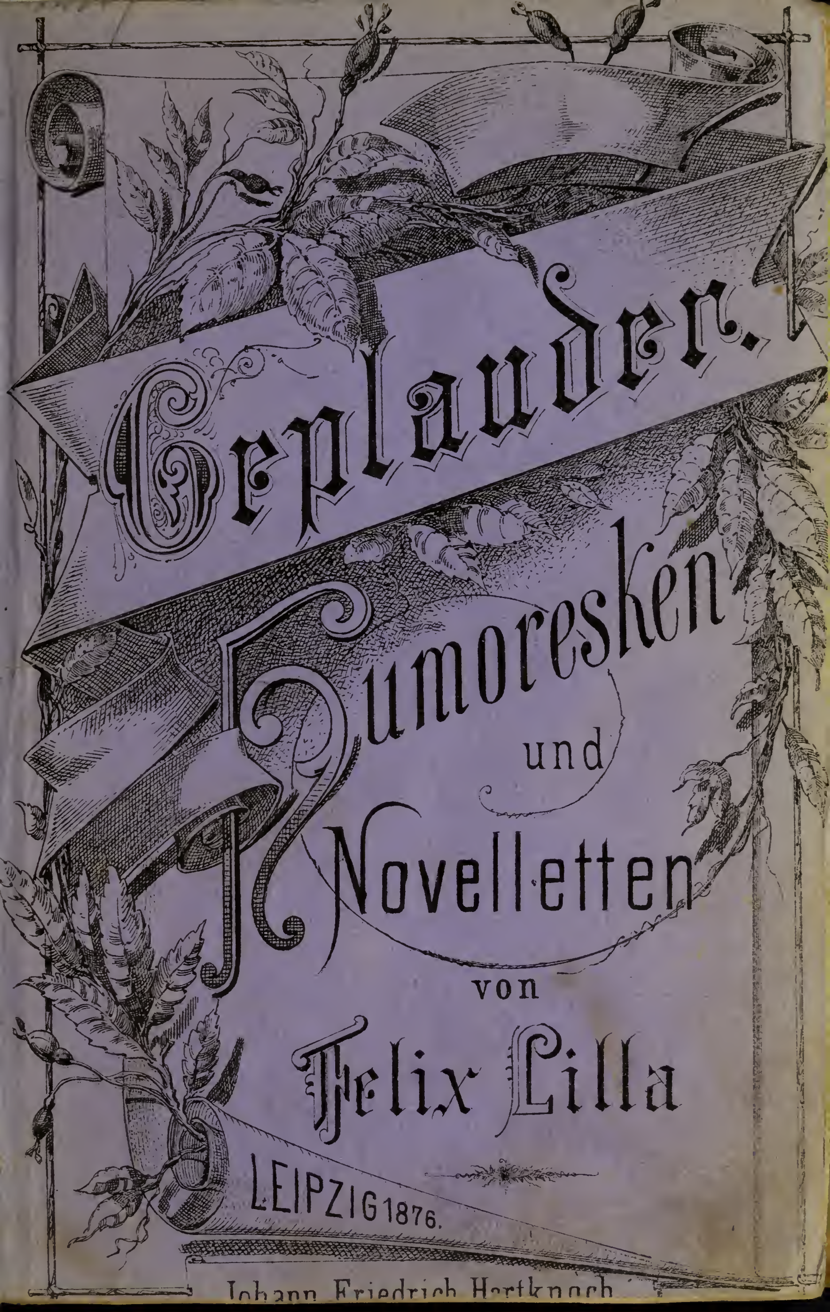











Geplauder.
Humoresken
und
Novelletten
von
Felix Lilla
LEIPZIG 1876.
Johann Friedrich Hartknoch



Geplauder.

Humoresken und Novelletten

von

Felix Lilla.

Leipzig.
Johann Friedrich Hartknoch.
1876.



Inhalt.



Abenteuer eines Fächers.

Es war in der Mittagsstunde zwischen Zwölf und Eins und drückend heiß. Die Sonnenstrahlen fielen so senkrecht auf das Straßenpflaster, daß die erhitzten Trottoirsteine den Stiefelsohlen desjenigen, der darüber hinschritt, mehr von ihrer Temperatur mittheilten, als zur Erhöhung der menschlichen Behaglichkeit gerade nothwendig war.

Ueber diesen Punkt war auch ein junger Herr mit sich einig, der dünne Patentstiefel an den Füßen trug und ein Taschentuch in der Hand hielt, womit er sich den Schweiß vom Gesicht abtrocknete, während er rasch vorwärts schritt.

Die Louisenstraße ist so lang wie die halbe Stadt, und wer sie ganz zu Ende geht, der kann sagen, daß er einen tüchtigen Marsch gemacht hat.

Der eben erwähnte junge Herr, dessen Wohnung sich in einem neuen Hause am Ende der Straße befand, hatte noch eine ziemliche Strecke zurückzulegen. Als er an einem Kaufgewölbe vorbeiging, gerieth er in den angenehmen Schatten der mächtigen, das Schaufenster schützenden Markise. Die Empfindung war so köstlich, daß er einen Augenblick zu verweilen beschloß.

Da es auf der Straße selbst nicht viel zu sehen gab, weil die Julihitze die Menschen in den Häusern hielt, so heftete er seinen Blick auf die Auslage des Schaufensters. Es war ein Modemagazin mit allerliebsten kleinen Hüten, künstlichen Blumen und sonst noch allerlei Damenputz. Dergleichen schaut man immer gerne an, vornehmlich, wenn man noch nicht verlobt oder vermählt ist, und also auch noch keine Ahnung davon hat, wie viel ein solcher allerliebster Hut kostet, der so klein ist, als wäre er für eine große Puppe bestimmt.

Der junge Mann war dem Anscheine nach nicht verlobt, denn kein Ring glänzte an seiner Hand. Er mochte auch nur zwanzig bis einundzwanzig Jahre alt sein, und hatte also noch Zeit genug vor sich, um reiflich den wichtigen Schritt zu überlegen, bei dem jede Reue zu spät kommt. Uebrigens war er eine ganz hübsche und zierliche Erscheinung, die in dem

leichten und eleganten Sommeranzuge sich nicht übel präsentirte. Auf seinem jugendfrischen, bartlosen Gesichte lagerte der Ausdruck der Zufriedenheit, und aus seinen blauen Augen sah er so vergnügt in die Welt, daß man daraus erkennen konnte, er habe keinen Grund, sich Sorgen zu machen für den anderen Tag, oder um das Dasein überhaupt. Eine besondere Veranlassung mochte ihn wohl trotz der glühenden Mittagshitze auf die Straße getrieben haben; vielleicht war er bei einem Friseur gewesen, denn sein Haupthaar war ganz kurz gestutzt, wie man sehen konnte, als er einmal den Panamahut abnahm

Als er so dastand — und sein Verweilen hatte noch keine volle Minute gedauert —, einen zierlichen Damenhut mit kokett darauf angebrachter weißer Feder bewundernd, vernahm er plötzlich ein Geräusch, wie von einem fallenden und rutschenden Gegenstande. Er wandte seinen Blick aufwärts und sah einen Schatten gleiten über das im Sonnenlicht schimmernde schneeweiße Zeltlinnen der Markise. Mechanisch streckte er die Hand aus, gerade als der Gegenstand über den Rand des Zeltdaches glitt, und — war es Zufall, war es Glück? — als er sie wieder zurückzog, sah er sich zu seiner Ueberraschung im Besitze eines wunderhübschen modernen Fächers von Veilchenholz, der auf

dem obersten Blatte eine Rose und, wenn man ihn auseinanderschlug, eine sehr kunstvoll gemalte Blumenguirlande nebst höchst zierlichen Arabesken zeigte.

Von dem Augenblicke an hatte der zierliche Damenhut mit kokett darauf angebrachter weißer Feder kein sonderliches Interesse mehr für den jungen Mann, der nur noch einen Blick durch die Spiegelscheibe des Schaufensters warf, um sich davon zu überzeugen, daß Niemand im Inneren des Magazins anwesend sei. Dann trat er auf die Straße hinaus, um zu sehen, aus welchem Fenster der Fächer gefallen sein möchte. Es war ein sehr hohes, obschon ziemlich schmales Haus, das über dem Kaufgewölbe noch drei Etagen von je vier Fenstern Front zeigte, von denen die beiden unteren mit Balkons versehen waren. In allen Etagen waren hier und da Fenster geöffnet und Rouleaux herabgelassen, aber nirgends zeigte sich ein spähender Damenkopf. Der junge Herr trat nach der vorgenommenen Ocularinspection unter die Markise des Modemagazins zurück und würdigte nun auch den zweiten Laden auf der anderen Seite der Hausthüre eines Blickes. Es war eine Schreibmaterialienhandlung, die mit dem Fächer nichts zu schaffen haben konnte. Also entschloß er sich kurz. Er öffnete die

Hausthüre und trat in das Haus. Eine schöne Wendeltreppe führte nach oben, welche er sofort erstieg.

Die Glasthüre, welche die Wohnung in der ersten Etage von dem Treppenflur abschloß, war geöffnet, wahrscheinlich, um einen wohlthuenden Luftzug hervorzubringen. Aus einer jedenfalls zu dem nämlichen Behufe gleichfalls geöffneten Zimmerthüre trat in dem Augenblicke, als die Schritte des Ankömmlings im Corridor vernehmlich wurden, eine kleine, noch ziemlich junge Dame in einfacher Haustoilette.

„Sie wünschen meinen Mann zu sprechen?" fragte sie, mit einem flüchtigen Blick den Jüngling musternd, noch ehe dieser den Mund aufthun konnte.

„O nein, Madame!" entgegnete er, sich verneigend. „Ich habe gar nicht die Ehre, Ihren Herrn Gemahl zu kennen. Ein glücklicher Zufall setzt mich in den Stand, Ihnen diesen hübschen Gegenstand überreichen zu können, der Ihnen ohne Zweifel bekannt sein wird?"

Er faltete den Fächer auseinander und präsentirte ihn der Dame, in der sicheren Erwartung, daß sie sich desselben sofort mit einem Ruf der Freude und des Staunens bemächtigen werde.

Allein das geschah nicht. Die kleine Dame machte zwar große Augen, schien aber durchaus nicht Lust zu haben, den Fächer in Empfang zu nehmen.

„Um des Himmels willen, mein Herr,“ rief sie fast unwillig, „was wollen Sie denn, daß ich mit dem Fächer anfangen soll? . . . Es ist allerdings heute mein Geburtstag —“

„So erlauben Sie mir, daß ich Ihnen meine Gratulation darbringe,“ stammelte der junge Mann verwirrt. „Wenn der Fächer Ihnen nicht gehört — o, so bitte ich, mein Eindringen gütigst zu entschuldigen!“

„Nein, der Fächer gehört mir nicht. Ich glaubte anfänglich, Sie wollten meinen Mann sprechen. Mein Mann ist der Professor Arnoldi. Sind Sie denn nicht Student?“

„Nicht so ganz, Frau Professorin, ich bin Polytechniker.“

„Und wie heißen Sie?“

„Ich heiße Agathon Albin.“

„Und wie kommt der Fächer in Ihre Hände?“

„Ich stand unter der Markise des Modemagazins, als der Fächer zuerst auf das Zeltdach und dann in meine ausgestreckte Hand fiel. Um ihn der Besitzerin zurückzubringen, trat ich in das Haus. Es scheint also, daß ich noch eine Treppe höher steigen muß.“

„Ja,“ rief die Professorin erregt, „das müssen Sie wohl!“ Zu gleicher Zeit aber nahm sie den

Fächer aus der Hand des jungen Mannes und lief damit in das Zimmer, aus welchem sie gekommen war, indem sie ausrief: „Adolf, Adolf — es ist doch wirklich ein Skandal!"

„Nun, was macht sie denn?" murmelte Agathon erstaunt, indem er ihr langsam nachschritt. „Zum Henker, wenn der Fächer ihr nicht gehört — weshalb läuft sie denn damit fort?"

Auf der Thürschwelle blieb er stehen. Die kleine Dame hatte, als sie hineinrauschte, die Thüre soweit zugeworfen, daß nur ein handbreiter Spalt geblieben war, der indeß dem Lauscher vollständig genügte. Er konnte von der Zimmereinrichtung nichts weiter sehen, als einen hübschen Bücherschrank, über welchem ein Kupferstich hing, der sehr alt und sehr kostbar zu sein schien.

„Es ist zu arg!" erklang in diesem Augenblicke die vor Erregung bebende Stimme der kleinen Dame. „Willst Du nun glauben, Adolf, das es mit Absicht geschieht? O, ich bin nicht so leicht zu täuschen! Noch sind nicht acht Tage verflossen, als sie ihr Spitzentaschentuch auf unseren Balkon fallen ließ, nur damit Du es ihr hinaufbringen solltest!"

„Du bist thöricht, Hedwig!" tönte die sonore Stimme des Professors zurück. „Es ist wohl eher

anzunehmen, daß Fräulein Friedland sich ein Vergnügen daraus macht, allerlei Gegenstände aus dem Fenster zu werfen, um dieselben von auf der Straße Vorübergehenden wieder in ihre Wohnung apportiren zu lassen. Die junge Dame hat in ihrem Wesen viel Excentrisches, wozu wohl auch die Marotte gehört, Spitzenschnupftücher und Fächer aus dem Fenster zu werfen."

„So daß sie auf unseren Balkon fallen? . . ."

„Nun, das ist doch nur mit dem Spitzentaschentuch der Fall gewesen. Der Fächer —"

„Der Fächer ist auf die Straße gefallen, nur weil sie nicht gut gezielt hat, das ist klar! Ein junger Herr hat ihn auf der Straße gefunden und bringt ihn herauf. — O, Adolf, wie schade, daß dies Kunstwerk nicht unter den Fuß eines Lastträgers gerathen ist!"

„Nun, nun," brummte der Professor, „dergleichen muß man doch nicht wünschen, Hedwig!"

„Es hätte sicher einen heilsamen Einfluß geübt auf das extravagante Wesen dieser Dame, Adolf!"

Das Gespräch schien aus zu sein. Der Lauscher trat einige Schritte zurück und gab sich das Ansehen, als betrachte er angelegentlichst ein al Fresco mit Steinfarbe gemaltes großes Bild, welches den auf

einem Löwen reitenden Amor vorstellte und an der Wand des Korridors hing.

„Entschuldigen Sie, mein Herr, daß ich Sie warten ließ," sagte die Professorin, die nun aus der Thüre trat.

„O, bitte!"

„Der Fächer gehört dem Fräulein Lätitia Friedland," fuhr sie fort, indem sie ihm das verhängnißvolle Kunstwerk zurückgab. „Sie wohnt eine Treppe höher. Sie haben gewiß schon das Vergnügen gehabt, die geniale Künstlerin im Apollo-Theater zu bewundern?"

„Ja, wahrhaftig!" rief der junge Polytechniker enthusiastisch, in dessen Geiste schon vorhin, als der Professor drinnen im Zimmer den Namen Friedland genannt hatte, eine bezügliche Ahnung aufgestiegen war, die nun zur Gewißheit wurde.

„Sie werden also Gelegenheit haben, dieser Dame eine liebenswürdige Warnung zu ertheilen, mein Herr! Es wäre gewiß gut, wenn sie in Zukunft nicht so sorglos mit ihren Sachen umginge, die sie auf die Straße fallen läßt und anderen Leuten auf den Balkon."

„Es ist wirklich tadelnswerth," sagte Agathon, um etwas zu sagen, und dann fügte er mit einer Vernei-

gung hinzu: „Ich danke Ihnen recht sehr für die gütige Auskunft!“

„O, bitte!“ lispelte die Professorin mit huldvollem Lächeln, indem sie ihm bis zur Glasthüre das Geleite gab. —

Der junge Mann stieg gleich darauf die zweite Treppe hinauf, ganz erfüllt von dem Gedanken, daß er das beneidenswerthe Glück haben werde, die gefeierte Soubrette des Apollo-Theaters in ihrer Häuslichkeit zu sehen. Fräulein Lätitia Friedland glänzte nicht nur durch ihr ausgezeichnetes Talent am Himmel der Kunst, sie war auch berühmt durch die geistreichen Einfälle, welche sie alle Tage zum Besten gab. Mehr wie irgend eine andere Schauspielerin der Stadt lieferte sie den Theaterzeitungen Stoff zu pikanten Anekdoten; sie war die Ursache, daß mancher Schriftsteller witzig wurde, sobald er ihre Einfälle zu Papier brachte, und deshalb war sie der verzogene Liebling nicht nur des Publikums, sondern auch der Kritik, welcher letzteren sie manches muthwillige Schnippchen schlug.

Auf dem Flur der zweiten Etage war eine hübsche Zofe damit beschäftigt, verschiedene Garderobegegenstände in einen Theaterkorb zu packen.

„Kann ich die Ehre haben, Fräulein Friedland zu sprechen?“ fragte der Ankömmling.

„Wie ist Ihr werther Name?“ gegenfragte die Zofe, indem sie ihn mit einem einzigen Blicke von oben bis unten musterte.

„Ich heiße Agathon Albin.“

„Ich will fragen.“

Sie warf zuerst den Deckel des Korbes zu und öffnete dann eine Thüre, welche sie nur angelehnt ließ, als sie in das Zimmer hineinging.

Der Wartende hatte wiederum das Glück, ein Zwiegespräch zu hören, das nicht gerade für ihn bestimmt war, diesmal aber ihn selbst betraf.

„Es ist ein junger Herr draußen, der Sie zu sprechen wünscht, Fräulein,“ meldete die Zofe drinnen.

Eine Art Seufzer wurde laut, wie wenn ein Mensch aus süßem Schlummer erwacht und sich behaglich streckt, und dann fragte eine glockenhelle, dabei ebenso energische wie melodische Stimme: „Wer ist es?“

„Ich habe ihn früher nie gesehen, Fräulein. Er nennt sich Agathon Albin.“

„Kenne ich nicht,“ sagte die glockenhelle Stimme. „Lalala! Agathon Albin — nun, der Name ist hübsch!“

„Er trägt einen Fächer in der Hand."

„Einen Fächer?"

„Ja, Fräulein. Wollen Sie den jungen Herrn empfangen?"

„Jawohl!" sagte die glockenhelle Stimme so laut und entschieden, daß dem draußen Harrenden der Klang des harmlosen Wörtchens durch Mark und Bein ging.

Gleich darauf kam die Zofe zurück und gab dem Jüngling durch einen freundlichen Wink die Erlaubniß zum Eintritt.

Es war ein phantastisch ausgestattetes Boudoir, das ihn gleich darauf empfing. Die Rouleaux waren herabgelassen und die Fenster geöffnet, so daß die Sommerluft frei hereindrang. Eine ziemlich große Unordnung herrschte in dem Gemach, auf Etageren und Schränken sah man Nippes jeder Art, zerlesene Rollen trauerten neben leeren Schminkdosen, auf dem Sophatisch lagen Modejournale und Theaterzettel, der neueste Theateralmanach und ein paar Bände aus der Leihbibliothek. Die Wände des Zimmers waren mi einer Anzahl von Porträts behangen, wovon etwa zwei Dutzend photographische Aufnahmen von Kostüm- und Scenenbildern waren, welche sämmtlich die Besitzerin des Boudoirs in ihren hauptsächlichsten Rollen

darstellten. Sie war da u. A. zu sehen als „Pariser Taugenichts“, als „Vicomte von Letorieres“ und als „Paul Friquet“. Diese höchst interessante Galerie hing über dem Sopha und hatte als sinnreiche Einfassung einen Rahmen von Lorbeerkränzen, von denen einige schon älteren Datums, andere dagegen noch ziemlich frisch waren.

Bei dem Geräusch, welches der Eintretende verursachte, ließ sich ein hohles Gurren hören, das von einem schläfrigen Kakadu herrührte, der auf einer drei Fuß hohen Stange saß. Das Gurren ging fast im nämlichen Moment in artikulirte Laute über: „Nimm Dich in Acht—hu—u—u! Nimm Dich in Acht hu—u—u!“ So klang es fast unheimlich.

„Still, Diamant!“ rief die Schauspielerin gebietend mit ihrer klangvollen Stimme, und der gehorsame Kakadu stellte sein Krächzen ein . . .

Die berühmte Lätitia saß zusammengekauert in der Sophaecke, die in gelben Pantöffelchen steckenden Füße auf einen hohen Schemel gestützt. Augenscheinlich hatte sie sich eben erst aus einer ruhenden Lage erhoben und wahrscheinlich den gaukelnden Träumen eines süßen Schlummers, denen sie sich wohl gerade in die Arme werfen wollte, vorläufig Valet gesagt. Sie trug ein Morgenkleid, das von einem rothen

Gürtel festgehalten wurde, an dem zwei goldene Quasten baumelten. Ihre dunklen Locken bildeten eine wundersame Wildniß, was aber ganz reizend aussah, da ihr schöner ausdrucksvoller Kopf dadurch ein überaus prachtvolles Relief erhielt. Ihre großen gluthvollen und sprechenden Augen, ihr Minervanäschen, ihre beredten Lippen, ihr energisches Kinn, ihre hohe geistvolle Stirn u. s. w. bildeten ein so hinreißend liebliches Ensemble, daß man bei dem Anblick eines solchen Antlitzes wohl zu der Ueberzeugung kommen mußte, man sehe vor sich ein auserlesenes Meisterwerk der Schöpfung.

Sie begrüßte den in ziemlicher Befangenheit sich ihr Nahenden mit dem ihr zur Gewohnheit gewordenen bezaubernden Lächeln, und lud ihn durch eine graziöse Handbewegung ein, auf einem vor ihr stehenden japanesischen Sessel Platz zu nehmen, was er denn auch, dem Winke gehorsam, sofort that, indem er etwas von einem glücklichen Zufall stammelte, welcher ihm einen Fächer in die Hände gespielt habe, dem er die Glückseligkeit zu verdanken habe, daß er jetzt auf dem japanesischen Sessel sitzen dürfe, einer so ausgezeichneten Schauspielerin vis-à-vis.

„Also es ist der Fächer, der mir die Ehre und Ihnen das Vergnügen verschafft?“ fragte die Schau=

spielerin, indem sie den Fächer, welchen Agathon auf den Sophatisch gelegt hatte, aufnahm und auseinanderschlug.

„Ja," entgegnete er bestätigend, „ich wäre niemals so dreist gewesen, aus eigenem Antriebe vor Ihnen zu erscheinen, mein Fräulein! Als ich aber einen Augenblick im Schatten der Markise des Modemagazins verweilte, fiel der Fächer auf das Zeltdach und gleich darauf in meine ausgestreckte Hand."

„Wirklich?"

Agathon nickte. Es lag etwas wie neckischer Hohn in dem „wirklich", so wie sie es aussprach — das fiel ihm auf.

„Nun, die Idee ist ziemlich originell," meinte Lätitia, sich Kühlung zufächelnd; „sie kann immerhin Anspruch erheben auf Neuheit. — Sie stehen mit den Zeitungen in Verbindung, Herr Albin, nicht wahr? Schreiben Sie vielleicht für den Theater-Charivari?"

„Nein, mein Fräulein."

„Sie haben also eine andere Beschäftigung?"

„Ich bin Polytechniker."

„Was ist das?"

„Ich besuche das Polytechnikum, weil ich Architekt werden will."

„Ah so! Sie wollen später Monumente bauen

nicht wahr? Theater, Kirchen, Viaducte, Parlamentshäuser?"

„Sie haben es getroffen, mein Fräulein."

„Und einstweilen erbauen Sie Luftschlösser? zur Uebung?"

„Ich verstehe nicht —"

„Nun, ist diese schöne Fächer-Idee denn etwas Anderes, als ein Luftschloß?"

„Ich verstehe wirklich nicht —"

„Sie wollen nur nicht verstehen, Sie unbegreiflicher Herr Albin!"

Agathon rückte unbehaglich auf seinem Sessel hin und her. Es ist klar, sie hat Dich zum Besten! dachte er. Sie ist ganz furchtbar neckisch gelaunt. Vielleicht gehört es zu ihren unzähligen berühmten Capricen, daß sie einen ihr geleisteten Dienst lieber mit einer Sottise, als mit einem Wort des Dankes belohnt . . .

„Als der Herr Professor Arnoldi Ihnen vor einiger Zeit ein Spitzentaschentuch zurückbrachte, welches Sie auf seinen Balkon hatten fallen lassen, mein Fräulein," bemerkte er mit einiger Bitterkeit, „schien Ihnen damals seine Aufmerksamkeit auch eine luftige Thorheit zu sein?"

„Nein, durchaus nicht! Es war recht liebenswürdig von dem Professor."

„Nun also!“

„Der Professor ist ein sehr gelehrter Herr, der sehr gut spricht, namentlich, wenn er vom griechischen Theater erzählt. Ich habe seinen Vortrag ein halbes Stündchen mit Vergnügen angehört, freilich, aufrichtig gestanden, durchaus nichts begriffen von dem, was er sagte — aber es war trotzdem doch sehr hübsch! Sie kennen den Professor, Herr Albin?“

„Nein, ich kenne ihn gar nicht. Dagegen habe ich die Frau Professorin kennen gelernt, die allerdings weniger vom griechischen Theater erbaut zu sein scheint . . .“

„Das soll eine kleine Bosheit sein, nicht wahr?“

Bosheit gegen Bosheit! dachte Agathon, und mit großer Kühnheit sagte er laut: „Die Frau Professorin meinte, Sie möchten nicht so sorglos mit Ihren Sachen umgehen — dieselben nicht aus dem Fenster fallen lassen, andern Leuten auf den Balkon!“

„Sie glaubt wohl gar, daß ich absichtlich mein Taschentuch auf ihren Balkon habe fallen lassen?“

„Ja, davon ist sie überzeugt.“

Die Schauspielerin lehnte sich in die Sophaecke zurück und lachte ganz ausgelassen.

„Hören Sie, mein lieber Herr Albin,“ rief sie dann, „die Journale erzählen fast täglich Anekdoten,

die mich betreffen; ich bin an dergleichen Albernheiten bereits so gewöhnt, daß ich bisweilen selber nicht recht weiß, was davon wahr, was davon erfunden ist. Wenn man nun zu behaupten anfangen sollte, daß ich meine Mobilien aus dem Fenster werfe, weil ich unvorsichtiger Weise einmal ein Spitzentaschentuch hinausfallen ließ, so wird das wirklich ungemein amüsant sein!"

„Gewiß, mein Fräulein — ich für meine Person finde es ganz allerliebst, wenn eine junge Dame einen Fächer zum Fenster hinauswirft."

„So? Ich soll also durchaus diesen Fächer aus dem Fenster geworfen haben?"

„Ja!"

„Wenn ich es gethan habe," sagte Lätitia nach einer kleinen Pause kopfnickend mit feierlicher Ernsthaftigkeit, „so muß es in einem Zustande von Somnambulismus geschehen sein."

Agathon mußte lachen.

„Denn es ist mir wirklich nicht erinnerlich, Herr Albin," fuhr sie fort. „Ein gutes Gewissen ist ein sanftes Ruhekissen, mein Herr! Ach, als dies Verbrechen geschah, schlummerte ich so friedlich!"

„O, Sie treiben ganz allerliebsten Scherz!"

„Nein, mein Herr, es ist furchtbarer Ernst, ver

lassen Sie sich darauf! — Ich sehe wohl, daß ich Ihnen meine geheimsten Gedanken offenbaren muß. — Sie sind also angehender Architekt, nicht wahr?"

„Jawohl."

„Und Sie bauen Luftschlösser?"

„Wer thut das nicht?"

„Sie gehören wahrscheinlich zu den fleißigen Besuchern des Apollotheaters?"

„Gewiß!"

„Sie haben wohl hin und wieder das Glück gehabt, mich in einer meiner Glanzrollen zu sehen?"

„O, ich habe Sie sehr oft bewundert, mein Fräulein!"

„Und haben Sie auch applaudirt?"

„Rasend!"

„Sehr gut!" rief die junge Schauspielerin triumphirend, „bis jetzt stimmt noch Alles aufs Schönste! Nun weiter: Sie kennen den Professor Arnoldi?"

„Nein."

„O doch!"

„Wahrhaftig nicht!"

„Aber seine Frau Gemahlin ist Ihnen doch bekannt?"

„Ja, die Frau Professorin kenne ich allerdings."

„Also das stimmt wieder! — Nun gut, nach

Allem, was ich darüber in Erfahrung gebracht habe, kann es die gute kleine Dame nicht verwinden, daß ihr Herr Gemahl gegen mich ein wenig galant gewesen ist, daß er, statt ein Dienstmädchen damit zu schicken, selber ein Spitzentaschentuch mir überbrachte, welches aus meinem Fenster auf den Balkon seiner Wohnung gefallen war."

„In der That, sie scheint das nicht so ganz verwinden zu können."

„Ich kann es ihr auch nicht verdenken, Herr Albin, daß sie ein wenig eifersüchtig ist. Der Professor ist wirklich ein schöner Mann, von imposanter Gestalt, mit einem prächtigen schwarzen Vollbart."

„Ich werde mir auch einen schwarzen Vollbart wachsen lassen."

„Ich wünsche Ihnen Glück zu dem Einfall, Herr Albin. — O, ich durchschaue Sie ganz, mein Herr! Horchen Sie nun wohl auf! Die gute Frau Professorin hat in einer Anwandlung von Eifersucht behauptet, daß ich mein Spitzentaschentuch absichtlich aus dem Fenster geworfen, als der Professor gerade auf seinem Balkon stand, daß ich es gethan, nur um das Vergnügen zu haben, es von ihm mir apportiren zu lassen. Sie haben das vorhin selbst gesagt!"

„Jawohl!"

„Dies einfältige Gerede ist unter die Leute gekommen. Die tausendzüngige Fama hat aus der Mücke einen Elephanten gemacht. In den Konditoreien und Kaffeehäusern erzählt man ohne Zweifel schon, daß ich jetzt angefangen, mich in meinen Mußestunden damit zu beschäftigen, meine Mobilien zum Fenster hinauszuwerfen. Es ist nur zum Verwundern, daß die Witzblätter und Theaterzeitungen noch keine genaueren Details gebracht haben. Doch das wird nicht ausbleiben! Zu Ihnen, Herr Albin, ist das Gerede auch gedrungen, und Sie haben darauf hin als kühner Architekt in Ihrem schwärmerischen Gehirn einen Plan aufgebaut. Sie haben diesen prachtvollen Fächer gekauft, um sich damit bei mir einzuführen auf eine originelle Art. Es war Ihnen wohl bekannt, daß ich originelle Ideen liebe, und so glaubten Sie hoffen zu dürfen, daß der Schwank von mir applaudirt werden würde. — Ich muß Ihnen nun zu meinem Bedauern sagen, daß Sie den Schwank höchst mittelmäßig in Scene gesetzt haben, mein Herr! Sie besitzen wirklich eine ganz bezaubernde Ungeschicklichkeit!"

Agathon hatte mit steigendem Erstaunen diese mit grausamem Behagen vorgetragene Explikation angehört. Träume ich oder wache ich? dachte er. Ist dies Tollheit, so hat sie keine Methode mehr! Was, im Namen

alles Ueberirdischen, kann sie für einen Grund haben, mich zu necken? Ich habe große Lust, vor ihr auf die Kniee zu fallen, Alles einzuräumen, was sie mir aufbürden will, und flehentlich um Verzeihung zu bitten für eine Unthat, der ich mich nicht schuldig weiß . . . Aber nein, nein! Das wäre doch für sie ein zu großer Triumph!

„Nun, mein Herr?" fing Lätitia mit dem Lächeln der Ueberlegenheit auf den Lippen, nach einer Pause, die nur durch das dumpfe Gurren des Kakadus ausgefüllt wurde, wieder an: „nun sind Sie so schweigsam auf einmal? Verdient denn mein Scharfsinn gar kein Compliment?"

Dreitausend verschiedene Antworten auf diese Frage durchwirbelten in einem einzigen Momente Agathon's Gehirn. Ohne sich zu besinnen, griff er die geistreichste heraus.

„Sie spielen vortrefflich Komödie, mein Fräulein," sagte er sarkastisch.

Er stand auf und verneigte sich leicht.

„Lalala!" trällerte die Schauspielerin. „Sie wollen also durchaus, daß ich den Fächer behalten soll?"

„Nun, gewiß!"

„Ich will ihn aber nicht."

„Ich will ihn auch nicht."

„Ich werfe ihn zum Fenster hinaus!“

„Dann bringe ich ihn wieder herauf!“

„Sie sind ein schrecklicher Mensch, Herr Albin! Sie besitzen eine Hartnäckigkeit, die mich belustigt.“

Sie lachte und Agathon lachte auch.

„Ihr Scherz ist ganz allerliebst, mein Fräulein,“ sagte er dann. „Ich glaubte einen geringfügigen Anspruch zu haben auf einen kleinen Dank von Ihren schönen Lippen, aber Ihre holde Launenhaftigkeit zieht es vor, mit mir zu spielen, wie mit einem Fangball. Ich bin auch vollkommen zufrieden damit. Habe ich doch nun das Glück gehabt, mit Ihnen zusammen eine kleine Privatkomödie aufzuführen, wie Sie deren gewiß schon in Ihren Mußestunden sehr viele in Scene gesetzt haben werden, nicht wahr?“

„Das ist zu arg!“ rief Lätitia mit dem Füßchen auf den Schemel stampfend und ihre Locken schüttelnd, „wissen Sie, mein Herr, was ich thun werde?“

„Nun?“

„Ich werde den Fächer sorgfältig in einen Bogen Papier hüllen und ihn dann hinabwerfen auf den Balkon der Professorin. Dort können Sie ihn holen, mein Herr, wann es Ihnen immer beliebt!“

„Gut!“ rief der junge Mann lustig, indem er seinen Panamahut ergriff, „ich werde mir also erlauben,

Ihnen morgen Mittag um diese Zeit wieder meine Aufwartung zu machen, um zu sehen, ob Sie das wirklich gethan haben werden. Vielleicht werden Sie dann anders gelaunt sein und mich durch ein freundliches Wort glücklich machen. Also auf Wiedersehen, schönes unvergleichliches Fräulein!"

„Auf Wiedersehen, Sie kecker, kleiner, unbegreiflicher Herr Albin!"

„Nimm Dich in Acht — hu—u—u!" begann der Kakadu zu krächzen, „nimm Dich in Acht — hu—u—u!"

Agathon schritt, als er aus dem Zimmer war, langsam die Treppen hinab, indem er im Stillen überlegte, ob es nicht sehr zweckmäßig sein würde, bei einem Konditor eine große schöne Torte für den nächsten Tag zu bestellen, um damit die geniale Lätitia zu überraschen und sich an ihr auf edle Art zu rächen für ihren grausamen Fächerscherz. Er war noch nicht mit sich darüber einig, was für eine Art Torte es sein sollte, als er schon die Hausthüre öffnete und auf die sonnenbeglänzte Straße hinaustrat.

Hier war das Erste, was seinem Blicke sich aufdrängte, ein kleines hübsches Mädchen von zehn bis zwölf Jahren, welches mit angstvoller Miene und starr

auf den Boden gehefteten Blicken langsam auf- und niederschritt und offenbar etwas zu suchen schien.

Bevor noch der junge Mann in seinem Gehirne das kleine Mädchen mit dem von ihm gefundenen Fächer in Verbindung bringen konnte, fragte ein vorübergehender Herr, der eben auf dem Trottoir beinahe die Kleine umgerannt hätte, dieselbe: „Was suchst Du da so emsig, mein Kind?"

„Ach Gott!" tönte es nur halbverständlich aus einem schmerzerfüllten Schluchzen hervor, „ich suche einen Fächer, einen kostbaren Fächer, der meiner Tante aus dem Fenster gefallen ist."

„Hier liegt kein Fächer," sagte der Herr, indem er sich flüchtig umsah. Und da er wahrscheinlich im nämlichen Moment zur Ueberzeugung kam, daß er bei dem Vorfall doch nicht würde nützlich sein können, so hielt er sich auch nicht länger dabei auf.

Agathon Albin hatte dies Alles mit angehört und stand nun starr vor Staunen.

„Du suchst einen Fächer?" fragte er die Kleine, „einen Fächer von Veilchenholz mit kunstvoll gemalter Blumenguirlande darauf?"

„Ja, ja, mein Herr!" rief das kleine Mädchen, und ein Hoffnungsschimmer verklärte das hübsche

Gesichtchen. „O, können Sie mir sagen, wer ihn gefunden und mitgenommen hat?“

„Das kann ich, meine Kleine. Aber zuvor sage mir, welcher Dame gehört denn der Fächer eigentlich?“

„Der Fächer gehört gar keiner Dame.“

„Aber —“

„Der Fächer gehört einem Doctor.“

„Einem Doctor?“

„Ja, einem Doctor, der jetzt oben bei meiner Tante ist. Meine Tante ist Blumenmalerin, mein Herr, und ganz gelähmt. Sie kann gar nicht von ihrem Sessel aufstehen, aber sie malt sehr schöne Blumen. Sie hat schon für die Königin Victoria von England welche gemalt!“

„Und sie hat auch die Guirlande auf den Fächer gemalt?“

„Ja. Der Fächer sollte bis heute Mittag fertig sein, und er war auch schon heute Morgen fertig. Wie ich um zwölf Uhr aus der Schule kam, sollte ich erst zu Mittag essen und dann den Fächer hinbringen. Er war noch gar nicht eingewickelt und lag im offenen Fenster, wie ich selber gesehen habe, damit die Farben auf dem obersten Blatte trocknen sollten. Aber als ich gegessen hatte und ihn einwickeln wollte, da war er verschwunden. Meine Tante meint, daß

der Zugwind die Rouleaustange bewegt und daß diese den Fächer vorwärts geschoben hat, so daß er auf die Straße gefallen ist. Sie ist ganz unglücklich, meine Tante, weil sie glaubt, daß der Fächer zerbrochen und verdorben sein muß."

„Der Fächer ist nicht zerbrochen und nicht verdorben," sagte der junge Mann, sich die Stirne reibend, denn ihm wurde schwül bei dem Gedanken an die bevorstehende unausweichliche abermalige Verhandlung mit Fräulein Lätitia Friedland, der gegenüber er sich in eine höchst fatale Stellung verrannt hatte, weil er so ungeschickt gewesen war, ihr capriziöses Wesen zu sehr zu überschätzen. — „Deine Tante wohnt also ganz oben im Hause?" fragte er noch.

„Ja," sagte die Kleine.

„Nun, so komm! Deine Tante soll den Fächer schon wieder bekommen, darauf gebe ich Dir mein Wort."

Ich muß dem Fräulein Lätitia jetzt nicht nur eine Torte, sondern auch einen Fächer kaufen, das ist klar! dachte er, als er mit dem kleinen Mädchen wieder die Treppen hinaufstieg.

Auf der zweiten Treppe begegnete ihnen ein Herr, der eine Brille trug und aussah wie ein Jünger der Wissenschaft, der sein Doctorexamen vor nicht sehr langer Zeit gemacht.

„Nun, ist der Fächer gefunden?“ rief der Herr, sich an das kleine Mädchen wendend.

„Der Fächer ist gefunden,“ entgegnete Agathon. „Sie werden ihn sogleich bekommen können, Herr Doctor. Haben Sie nur die Güte, die paar Stufen mit hinaufzugehen und dann auf dem Flur einen Augenblick zu verweilen.“

Als sie alle Drei oben auf dem Flur angekommen waren, klopfte Agathon an die Thüre des Boudoirs.

„Herein!“ rief drinnen Lätitia.

Er trat ein.

„Nimm Dich in Acht — hu—u—u! nimm Dich in Acht — hu—u—u!“ gurrte der Kakadu.

„Still, Diamant! — Sind Sie schon wieder da, Sie kecker, unbegreiflicher Herr Albin?“

„Ach, mein Fräulein, ich bin in Verzweiflung!“

„Das freut mich.“

„Der Fächer ist nicht aus Ihrem Fenster gefallen — o, mein Gott, nein! — er hat den Salto mortale gemacht aus einem Fenster der oberen Etage, wo eine alte gelähmte Dame wohnt, die eine sehr geschickte Blumenmalerin ist.“

„Fräulein Martorelli — ich weiß, mein Herr!

Sie sehen nun wohl ein, daß Sie mich unrecht beurtheilt haben?"

„Das eben ist der Grund meiner Verzweiflung! Ich sehe meinen fürchterlichen Irrthum ein, mein Fräulein, und beklage ihn tief. Nein, Sie werfen freilich keine Fächer aus dem Fenster —"

„Das thue ich doch."

„Wie?"

„Ich nehme an, daß Sie den Fächer holen wollen?"

„Leider muß ich das."

„So müssen Sie sich an Ihre gute Freundin, die Frau Professorin, wenden. Der Fächer liegt unten auf ihrem Balkon. Sie, mein Herr, verdienten eine kleine Strafe und die Frau Professorin nicht minder. Die Frau Professorin hat Ihnen den Gedanken in den Kopf gesetzt, daß ich den Fächer auf den Balkon unten haben werfen wollen, und Sie haben es geglaubt. Nun sehen Sie zu, wie Sie mit ihr zurecht kommen, — da ich nun wirklich das gethan, was man mir Schuld geben wollte."

„Ach, mein Fräulein —"

„Sagen Sie ihr, daß ich allemal so handeln werde, wenn sie mir wieder fälschlich Dinge nachsagt, die mir so fern liegen wie die Sonne von der Erde."

„Ich will mich schönstens hüten! Da ist ein kleines Mädchen draußen, welches den Fächer holen kann."

Er schritt zur Thür, öffnete dieselbe und sagte zu dem draußen harrenden Herrn:

„Der Fächer ist auf den unteren Balkon gefallen, wo er noch liegt."

„Aber wie ist das möglich?" rief der Herr. „Er hätte wohl auf den oberen Balkon fallen können, aber doch nicht auf den gerade darunter befindlichen unteren. Aus Fräulein Martorelli's Fenster kann man nur den oberen Balkon sehen, von dem unteren sieht man gar nichts. Das ist ja seltsam!"

„Es ist trotzdem so, Herr Doktor," versicherte der angehende Architekt. „Der Fächer wird eine Curve in der Luft beschrieben haben."

Die Schauspielerin war unterdeß auch zur Thüre getreten.

„Ueberzeugen Sie sich selbst, mein Herr," sagte sie mit einem liebenswürdigen Lächeln zu dem Fremden. „Kommen Sie an's Fenster, so werden Sie sehen, wie der Fächer auf dem unteren Balkon liegt."

Sie ging voraus. Agathon, der Doktor und das kleine Mädchen folgten ihr. Sie rollte das Rouleau herauf und alle vier steckten die Köpfe aus dem Fenster.

Es lag da wirklich unten auf dem Balkon ein in Papier gewickelter Gegenstand.

„Das ist der Fächer," sagte Lätitia.

„Aber er ist ja eingewickelt!" rief das kleine Mädchen erstaunt. „Wer hat ihn denn eingewickelt?"

„Das hat die Schutzgöttin des Fächers gethan," versetzte Agathon. „Du mußt nun hinuntergehen, meine Kleine, und Dir den Fächer von der Frau Professorin ausbitten."

„Das ist nicht nothwendig," sagte der Doktor. „Der Fächer ist ja für die Frau Professorin bestimmt als Geburtstagsgeschenk, welches ich im Namen einer Freundin, die jetzt im Bade zu Pyrmont ist, zu überreichen habe. Es wird gewiß recht lustig sein, wenn sie sich den Fächer von ihrem eigenen Balkon hereinholen kann."

„Gewiß," meinte die Schauspielerin, welche unerhörte Anstrengungen machte, um ein lautes Gelächter zu unterdrücken, „das wird ungemein lustig sein! — Fanny," rief sie dem kleinen Mädchen zu, „nun gehe zunächst zu Deiner Tante und beruhige sie. Sage ihr nur, daß der Fächer bereits im Besitze derjenigen Person sei, für die er bestimmt ist. Lauf, Fanny!"

Die Kleine verließ eilfertig das Zimmer und gleich

darauf nahm nach einigen Scherzworten auch der Doktor Abschied.

Kaum hatte sich die Thüre hinter ihm geschlossen, als Lätitia zurück an's Fenster stürzte, während sie sich zu gleicher Zeit ihrer Lachlust schrankenlos überließ.

„Kommen Sie her, Herr Albin!“ rief sie. „Kommen Sie geschwind und sehen Sie die Entwickelung des Lustspiels!“

Der junge Mann beeilte sich, der Aufforderung nachzukommen, und lehnte sich weit aus dem Fenster, welches sich seitwärts vom Balkon der zweiten Etage befand.

„Wir würden besser sehen können, wenn wir in das andere Zimmer auf Ihren Balkon gingen,“ meinte er.

„Nein,“ sagte die Schauspielerin, „man muß sich zu weit vorneigen dort und das ist gefährlich. Wenn Sie auf die Straße stürzten, mein theurer Herr Albin, so würde die geistreiche Fama sicherlich zu behaupten anfangen, daß ich seit neuester Zeit mein Hauptvergnügen daran finde, nicht nur Taschentücher und Fächer, sondern auch angehende Architekten durch das Fenster auf die Straße zu befördern — eine solche Behauptung sähe vor Allem der kleinen boshaften Frau Professorin gleich!“

„Da kommt sie!“ rief Agathon.

In der That wurde unten die Glasthüre geöffnet und die Professorin, der Professor und der Doktor erschienen auf dem Balkon. Der Letztere hob das Paketchen auf, entfernte die Umhüllung und präsentirte dann den Fächer der kleinen Dame, die ihn mit einem Ausruf der höchsten Verwunderung in Empfang nahm.

„Es ist richtig derselbe!“ rief sie aus. „Adolf! Adolf! Wie erklärst Du mir das?“

„Das gehört zu sehr in die Regionen der Metaphysik, welche nicht meine Wissenschaft ist,“ sagte lachend der Professor.

„Frau Professorin!“ rief in diesem Augenblick Lätitia hinunter.

Die kleine Dame wandte den Blick nach oben.

„Ich gratulire zunächst zum Geburtstag!“ fuhr die Schauspielerin fort. „Ich hoffe aber, Frau Professorin, daß Sie mich in Zukunft nicht mehr im Verdacht haben werden, wenn Fräulein Martorelli wieder einmal Gegenstände auf Ihren Balkon fallen läßt!“

„Nein, nein!“ entgegnete die kleine Dame verwirrt. Leise aber murmelte sie vor sich hin: „Sie hat es doch gethan! o, sie hat es doch gethan!“ —

Die Herrschaften unten verließen gleich darauf den Balkon, um in den kühleren Räumlichkeiten der

Wohnung noch zu lachen über den lustigen Geburts-tagsscherz.

„Nun, mein Herr Albin,“ sagte Lätitia mit großer Gelassenheit, indem sie das Rouleau wieder nieder-rollen ließ, „jetzt können Sie ja immerhin nach Hause gehen. Der Vorhang ist gefallen, das Stück ist aus!‘

Arthur's Brautfahrt.

1.

Ein gellender Pfiff — das bekannte Gestöhne, Gepuste, Geklapper — immer langsamer wirbeln die Räder — noch ein Ruck und der Zug hielt.

„Station Marienberg! Fünf Minuten Aufenthalt!" schrie der Schaffner mit seiner heiseren Dienststimme.

„Das ist gerade Zeit genug, um sich ein wenig die Füße zu vertreten," murmelte Arthur Hagen, aus einem Coupé zweiter Klasse auf den Perron springend. „Und ich sehe nicht ein, warum ich nicht einmal — und wenn auch nur auf dem Perron seines Bahnhofes — Marienberger Pflaster treten soll, was ich in meinem Leben noch nie that. Freilich Perron bleibt Perron und Bahnhof bleibt Bahnhof von Nischnei-Nowgorod bis Sanct Francisco. Aber was liegt mir

daran? Marienberg kann mir gestohlen werden von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang."

Der junge Mann, der so spöttisch sprach, war etwa fünfundzwanzig Jahre alt und hatte seiner Militärpflicht noch nicht genügt, die drohend an ihn herangetreten war.

Geneigte Leserin, geneigter Leser, diese Geschichte die wir erzählen wollen, wenn Sie nichts dagegen haben, passirte kurz nach dem Kriege von Sechsundsechzig zur Zeit der großen Annexion, als manchen Leuten Manches faul schien im neuen Deutschland und die Auswanderungsagenten in Hamburg und Bremen und anderswo so ungeheuer viel Geld verdienten. Auch der junge Held unserer Erzählung, dem man übrigens Kummer und Sorge nicht ansah, dessen jugendkräftige und frische Erscheinung vielmehr Jedermann wohlthuend berühren mußte und der anscheinend mit dem heiteren Blicke des Optimisten aus den hellen Augen in die sonnige Welt sah, war in einem Anfall von dem damals sehr gewöhnlichen politischen Unverstand zu dem Entschlusse gelangt, über's Meer zu gehen in das Land der Freiheit, da ihm der neue militärische Rock, den er mit dem neuen staatsbürgerlichen Menschen anziehen sollte, im höchsten Grade mißfiel.

Er zündete sich eine Havanna an und schlenderte, Rauchringel zum blauen Aether emporschickend, längs der Waggonreihe hin, mit dem vergnügten Behagen das Gewühl der Aus- und Einsteigenden, sich Sorgenden und Plackenden beobachtend, das bei solchem Anblick ein junger Mann von fünfundzwanzig Jahren, der nach Amerika gehen will, mit einem sehr leichten, sicher in der Brusttasche verwahrten Gepäck von fünfundzwanzigtausend Thalern in Banknoten und guten Wechselbriefen, nothwendigerweise empfinden muß. Wer mit solchem Stammkapital in die Welt geht und auf dem Wege nach Amerika ist, der kann wohl so jovial und sorglos und unbekümmert aussehen, wie unser Freund Arthur in Marienberg, fünf Minuten bevor sein amerikanischer Plan in's Wasser fiel.

Eine spaßhafte Geschichte war nämlich Schuld, daß der Kapitän der Saxonia acht Tage später einen Kajütspassagier weniger und daß der König von Preußen vier Jahre später in dem glorreich beendeten Kriege gegen Frankreich einen sehr tüchtigen Unteroffizier mehr bekam.

„Ich finde es unglaublich lächerlich, daß man hier so lange warten muß!" sagte sehr laut eine harte weibliche Stimme mit, wie es schien, großer Entrüstung.

Arthur, der eben durch die geöffnete Thüre in einen Waggon dritter Klasse geschaut hatte, wo sieben jüdische Händler ein leises Geschnatter über eine unverantwortliche Preissteigerung der englischen Kattune vollführten, wandte sich auf dem Absatze um und gewahrte zwei Damen, eine ältere und eine jüngere, wovon die letztere küssenswerth, die erstere — sehenswerth war. Denn diese ältere Dame war Grau in Grau von oben bis unten gekleidet; vom Sonnenschirm bis zu den Zeugstiefelchen, von den Handschuhen bis zum Reisetäschchen war Alles grau; eine leichte graue Färbung schien auch das etwas volle Gesicht zu haben: vielleicht war es eine Täuschung, hervorgerufen von dem das staunende Sehorgan überwältigenden grauen Eindruck der ganzen Erscheinung; vielleicht war es nur der Farbenreflex vom Sonnenschirm — kurz es war sehenswerth, wie das berühmte Bild jenes berühmten Malers, der eine Nebellandschaft so täuschend gemalt, daß man nur den grauen Nebel, aber nicht die Landschaft sah. Die küssenswerthe jüngere Dame war ein Lockenkopf von siebenzehn oder achtzehn Jahren, eine liebliche Blondine, in strahlender und modischer Eleganz, ohne Spur von Grau, mit sanftblickenden blauen Augen und kirschrothen Lippen, die man in Wahrheit nicht ansehen konnte, ohne eine

unwiderstehliche Sehnsucht zu empfinden nach einem süßen Labsal.

„Ich bitte Dich, Tante,“ glitt es leise und schüchtern von diesen holdseligen kirschrothen Lippen, „der Zug wartet doch wirklich heute nicht länger als gewöhnlich.“

„Der Zug wartet immer länger, als er soll,“ sagte die graue Tante mit steigender Entrüstung. „Ich finde das skandalös lächerlich! Der Zug wartet bereits sechs Minuten.“

Sie zog, um den Beweis für diese Behauptung zu liefern, eine goldene Uhr hervor, die gewiß auch grau gewesen wäre, sofern man im Ural oder an der Goldküste oder in Californien schon graues Gold ausfindig gemacht hätte.

Die Gelegenheit schien Arthur günstig, um eines jener leichten Bahnhofsgespräche anzufangen, welche die Ungezwungenheit des Verkehrs den Reisenden erlaubt.

„Erlauben Sie, mein Fräulein,“ sagte er, gleichfalls seine Uhr ziehend, „der Zug wartet erst vier und eine halbe Minute. Ganz genau!“

„Nein, mein Herr,“ erwiderte die graue Dame

pikirt, „Ihre Uhr geht unmöglich richtig. Meine habe ich vor der Abfahrt nach der Postuhr gestellt. Ich thue das immer.“ — Dabei warf sie erst einen Blick auf ihre unfehlbare Uhr und dann auf Arthur einen andern, der deutlich auszudrücken schien: Ich finde es grandios lächerlich, daß dieser Herr mich corrigiren will!

„Nach Hammelburg einsteigen!“ brüllte der Schaffner und die Rufglocke begann mit rasender Vehemenz zu läuten.

„Komm, Bertha!“ rief die graue Tante eilfertig. — „Wollen Sie auch nach Hammelburg, mein Herr?“ fragte sie im Vorwärtsschreiten den gemächlich nachschlendernden Arthur.

„Ja — nein,“ antwortete dieser zögernd. „Eigentlich will ich nach Amerika.“

„Himmel, das ist sehr weit!

Bertha schaute sich flüchtig um und Arthur an, der sein blondes Schnurrbärtchen mit der linken Hand strich und in diesem Augenblick gewiß nicht an die von ihm in der letzten Zeit viel durchdachten Institutionen der großen transatlantischen Republik dachte.

Gleich darauf schlüpften die beiden Damen in ein Coupé zweiter Klasse. Arthur blieb noch vor der offenen Thüre stehen.

„Schnell, schnell, mein Herr!“ rief ein Schaffner. „Wollen Sie noch mit? Nur da hinein!“ Und in freundlichem Diensteifer schob er unsern Freund in dasselbe Coupé.

Arthur warf die verpönte Cigarre zum Fenster hinaus und setzte sich behaglich zurecht. — Meiner Treu, dachte er, warum sollte ich mir nicht erst noch das reizende Hammelburg ansehen, bevor ich dem deutschen Vaterlande auf ewig Valet sage. Wenn dieses entzückende Geschöpf, welches Bertha heißt, nämlich eine Hammelburgerin ist, so muß Hammelburg ganz reizend sein. Ha, die Saxonia geht erst morgen über acht Tage in See, Hamburg oder Hammelburg, das ist nur ein Unterschied von drei Buchstaben. Hamburg kenne ich gründlich, Hammelburg ist mir unbekannt. Also nach Hammelburg! Warum nicht? ...

Die beiden Damen saßen vor Arthur und wandten ihm den Rücken zu. Er hätte gerne neben ihnen Platz genommen, aber es schien ihm doch zu aufdringlich.

„Fertig!“ rief man draußen, und der Zug setzte sich pustend und stöhnend in Bewegung.

„Ich finde es entsetzlich lächerlich, daß man jetzt die Thüre nicht zumacht,“ sagte die graue Tante.

Der Schaffner, welcher ganz ahnungslos eben

unserem Freunde einen so großen Liebesdienst erwiesen hatte, hielt die Klinke der Waggonthüre gefaßt und lief auf dem Perron neben dem Zuge her.

Man erfuhr sogleich, warum.

Ein Schnaufen ward vernehmlich, ein hastiges Getrappel und gleich darauf stürzte mit furchtbarer Gewalt etwas Graues in das Coupé unserer Gesellschaft, über die ausgestreckten Beine Arthur's weg, der Länge nach auf den Fußboden.

Aergerlich fluchend warf der Schaffner die Thüre zu und hinaus brauste der Zug, an Packhäusern vorbei, lautdonnernd über eine Brücke, durch einen kurzen Tunnel und dann hinein in die lachende sonnige Landschaft.

2.

„Ich bitte um Vergebung, meine Herrschaften!" sagte der graue Spätling gemüthlich, indem er aufstand und die Beine streckte, um sich zu vergewissern, daß nichts gebrochen sei.

Es war in der That ein Masculinum, das Graue, was da wie eine Bombe hereingefallen war, und in seiner ganzen Erscheinung ein würdiges Gegenstück zu der grauen Tante. Grauer Hut, grauer Sommerpaletot, graue Beinkleider, auch graue Stiefel, denn

sie waren staubbedeckt. So war die Kleidung des kleinen untersetzten Herrn mit dem glattrasirten Semmelgesicht und den großen katzengrauen Augen. Er war nicht mehr jung, anscheinend über die Vierzig, und sah aus, wie ein kleiner verschuldeter Gutsbesitzer — was er auch wirklich war.

„Haben Sie etwas gebrochen?" fragte Arthur in dem gleichgültigen Tone des conventionellen Mitgefühls.

„Uff!" entgegnete der Spätling, neben ihm Platz nehmend. „Lobet den Herrn mit Saitenspiel und Harfen — ich bin unverletzt und danke für die gütige Nachfrage! Es wäre das größte Pech meines Lebens gewesen, wenn ich hier den Hals gebrochen hätte. Dann würde ich mich nicht anders verheirathen können, als möglicherweise im Elysium."

„Sie wollen sich verheirathen in Hammelburg?" fragte Arthur höchlich ergötzt.

„So ist mein inniger Gedanke," antwortete der kleine graue Mann mit Nachdruck. „Ich soll und muß nach Hammelburg! — Ach, wenn ich vor fünfzehn Jahren nicht ein Pinsel gewesen wäre, so hätte ich es heute nicht nöthig. Damals hatte ich eine Base und eine Nichte. Die Base war passabel und hatte viel Geld; die Nichte war reizend und hatte

gar Nichts. Jugend hat keine Tugend! Anstatt mich vernünftig mit meiner Base zu basiren, vernichtete ich mich höchst unvernünftig mit meiner Nichte. Pech über Pech! — Nun bin ich seit sieben Jahren ein betrübter Wittwer, der zum siebenten Male auf Freiers-füßen geht."

Arthur lachte. Auch der blonde Lockenkopf kicherte. Sonderbarer Weise aber schien die graue Tante die Bekenntnisse des kleinen Mannes nicht im Geringsten lächerlich zu finden, wenigstens wandte sie nicht ein einziges Mal den Kopf, um den Schwätzer anzublicken, was sie andernfalls gewiß gethan haben würde.

„Ich suche nämlich seit sieben Jahren mir eine Frau durch die Zeitungen," plauderte der geschwätzige Mann weiter mit verhängnißvoller Offenherzigkeit. „Ich soll und muß eine Frau haben und zwar eine mit Geld. Vermögen ist die Hauptsache, das Uebrige Kleinigkeit. Ich bin vor Jahren ein Esel gewesen und habe auf meinem Gute eine Runkelrüben-Zuckerfabrik eingerichtet und mich dabei tief in's Malheur hinein-spekulirt."

„Und nun wollen Sie sich durch eine gute Heirath wieder herausspekuliren?"

„So ist mein inniger Gedanke!" — lautete wiederum des Plauderers Redensart. „Sechsmal bissen

Damen an auf meine Annoncen, aber die Hochzeit scheiterte immer am mangelnden Kapital. Nun aber zum siebenten Male habe ich eine veritable Kapitalistin am Köder für meine verwünschte Zuckerfabrik."

„Da will ich Ihnen wünschen," sagte Arthur lachend, „daß diese goldene Siebente für Sie nicht zu einer bösen Sieben werden mag."

„O, das ist mir ganz einerlei! Wenn sie nur golden ist, so mag sie im Uebrigen meinethalben so böse sein, wie sie will. Ich werde als Mann nicht nur erste Violine, sondern auch Maultrommel spielen."

„So?", schrie die graue Tante, den Kopf herumschleudernd.

Der kleine Mann knickte zusammen beim Anblicke dieser Megäre mit den zornfunkelnden Augen. Er war wie vom Donner gerührt.

„Kennst Du mich?" schrie sie. „Ich bin Angelika!"

„O verflucht!" ächzte der Graue.

Die wüthende Dame riß aus ihrem Reisetäschchen ein kleines Portefeuille und aus diesem eine Photographie heraus, welche sie dem ganz zerschmetterten Grauen in's Gesicht warf. „Da hast Du Deinen Korb!" rief sie höhnisch. „Geben Sie mir meine Photographie zurück, Herr Baumann."

„O mein Fräulein," stammelte zerknirscht Herr Baumann, „wie konnte ich ahnen —"

„Ich bin nicht geboren, die zweite Violine zu spielen, das sehen Sie wohl!" spottete grimmig Angelika. „Ich finde Ihr Benehmen ganz kolossal lächerlich, Herr Baumann!"

Das war ihr letztes Wort. Sie würdigte den unglücklichen Zuckerfabrikanten keines Blickes weiter, sondern wandte ihm verachtungsvoll den Rücken zu. Arthur hielt sich die Seiten, um nicht vor verhaltenem Lachen zu bersten, und er beobachtete, wie der Lockenkopf sich in sein Spitzenschnupftuch verbissen hatte, um nicht vor Gekicher zu sterben. Das kleine Grauchen war ganz stille geworden und sah so consternirt aus, wie ein Mensch, der aus dem siebenten Himmel in die achte Hölle gefallen ist. —

Die von der Hauptbahn nach Hammelburg sich abzweigende Bahnstrecke ist nur kurz und wird in einer Viertelstunde bequem zurückgelegt. Alles stieg eilfertig aus, und Arthur bemerkte, wie die beiden Damen auf dem Perron von einem ältlichen Herrn, wahrscheinlich dem Vater des Lockenkopfs, in Empfang genommen wurden. Dann verschwanden sie und der bejammernswerthe Herr Baumann nahm seine ganze Fürsorge in Anspruch.

Der kleine Graue hatte sich aber schon wieder etwas erholt von seinem Unglück; er schien überhaupt von höchst leichtlebigem Charakter zu sein. „Ich bin fremd in Hammelburg,“ sagte er. „Können Sie mir vielleicht ein Hotel empfehlen?“

„Ich bin hier auch fremd,“ entgegnete Arthur, „aber überall, wo man hinkommt, findet man heutzutage ein Hotel. Wollen wir zusammengehen? Ich heiße Hagen.“

„Gut, Herr Hagen. Was sagen Sie zu meinem Bräutchen? Sie ist nicht ganz so hübsch, wie auf der Photographie, die schon vor etlichen Jahren gemacht worden ist und mir unlängst unter Discretion zugeschickt wurde. Aber ganz egal! sie gefällt mir. — Welch ein Weib! Ein herrliches Weib, Herr Hagen!“

„Grandios! Wie Clara Ziegler als Medea!“ lachte Arthur.

„Und dann hat sie das erforderliche Kapital! O, sie muß mein werden! Ich bin ein planvoller Mann, das sage ich Ihnen, Herr Hagen, ich bringe Alles wieder in Ordnung.“

„Kann ich Ihnen irgendwie helfen, so bin ich zu Ihrer Verfügung, Herr Baumann. Ich habe in Hammelburg absolut nichts zu thun. Unter uns ge=

sagt — der kleine Lockenkopf war der einzige Magnet, der mich herzog.“

„Dachte ich mir halb und halb! Sie ist ohne allen Zweifel die Tochter des Kaufmanns Berting und die Nichte meiner geliebten Braut Angelika. Alles das weiß ich aus Angelika's Briefen, denn gesehen habe ich die Damen heute zum ersten Male. Sie sollen sie haben, Herr Hagen, das heißt: die Nichte. Mir sind die Nichten ein Graus!“

So spielte wieder ganz lustig die „Maultrommel“, die Herr Baumann selbst an sich gerühmt. Die Beiden gingen nach einem Hotel, welches dicht am Bahnhofe liegt. Es war unterdeß hohe Mittagszeit geworden. Sie stärkten sich tapfer zu der gemeinsamen tollkühnen Unternehmung an einem Nierenbraten und setzten dann noch einige Flaschen Rheinwein darauf.

3.

Nach ziemlich langem Zechen und kurzer Siesta, gegen 4 Uhr Nachmittags, machte Herr Baumann den Vorschlag, nun ein wenig in Hammelburg's Straßen herumzuflaniren, um das „Terrain zu recognosciren“, wie er sich ausdrückte.

„Der Bruder meiner geliebten Angelika, der Kaufmann Berting,“ sagte er, „wohnt in der Prinzen-

straße, welche die Hauptstraße dieses Nestes sein soll. Wir wollen uns das Haus von außen ansehen und dann entweder sofort die Festung stürmen oder auch warten bis morgen, je nachdem."

„Wenn die streitbare Angelika Sie nur nicht an die Luft befördert, Herr Baumann," wagte der Andere einzuwenden.

„O, ich will Gründe vorbringen, die nicht so gemein sein sollen, wie Brombeeren Hören Sie wohl? ich habe Shakespeare gelesen und mit Erfolg. Ich fühle so etwas von Petrucchio in mir: Angelika, ich befehl' es Dir, mich sofort zu heirathen!".

„Ja, Herr Baumann, wenn Sie so auftreten, dann wird sie ohne Zweifel nachgeben müssen. Ich bin mit Allem einverstanden und ganz zu Ihrer Disposition. Eigentlich wollte ich nach Amerika — aber das eilt ja nicht so."

„Ich parire die ganze Mitgift meiner geliebten Angelika, daß der Lockenkopf Sie für ewige Zeiten in Hammelburg festhalten wird!"

Ziemlich angeheitert machten sich die Beiden auf den Weg. Es ist nicht unsere Absicht, hier eine Beschreibung der Natur- und anderen Schönheiten Hammelburgs zu geben, nicht einmal über das dortige Straßenpflaster wollen wir uns eine Bemerkung er-

lauben. Wer darüber durchaus etwas Näheres erfahren will, der findet im Bädeker das Wesentlichste in drei Zeilen concentrirter Darstellung. Uebrigens braucht man den Bädeker gar nicht mitzunehmen nach Hammelburg, denn man findet sich dort auch ohne ihn recht gut zurecht, sofern man eine Viertelstunde Zeit hat.

Der Tag war schön und die Straßen waren gerade so menschenleer und unbelebt, wie man es nur von einer kleinen Landstadt mit 10,000 Einwohnern an einem heißen Sommernachmittag verlangen kann. Ohne erst zu fragen, fanden unsere beiden Verbündeten ganz von selbst die Prinzenstraße, welche sich als Hauptstraße präsentirte, da sie das Privilegium eines gut gehaltenen Trottoirs besitzt.

Die beiden Fremdlinge schritten langsam diese Straße entlang und entdeckten nach einem Marsche von fünf Minuten ein ansehnliches Haus, welches eine Eisenwaarenhandlung, verbunden mit einem Nähmaschinenlager, in seinem Erdgeschosse barg. Ueber dem großen Schaufenster glänzte das Firmaschild: „Gottfried H. Berting u. Comp."

Baumann und Compagnon betrachteten das Haus von oben bis unten, wie man sich denken kann, mit ziemlichem Interesse, wenn sie auch nicht gerade auf die Kniee fielen, wie weiland die Kreuzfahrer es

thaten beim ersten Anblick der heiligen Stadt. Durch das Schaufenster blickend, gewahrten sie einen schläfrigen Lehrling, der verrostete Steigbügel blank putzte und ununterbrochen gähnte bei dieser hochinteressanten Beschäftigung.

„Wollen wir eintreten und etwas kaufen?" fragte Herr Baumann.

„Was denn?"

„Irgend einen kleinen Scherz — eine Maultrommel z. B., oder eine Lichtscheere, eine Feuerzange, eine Nähmaschine, oder sonst etwas Nützliches. Wir können auch einen Schinken verlangen, da ist kein Risiko, kein Geldaufwand dabei. Dieser pinselhaft aussehende Lehrling würde dann ganz ernsthaft sagen: Schinken führen wir nicht!"

„Ich halte es für zweckmäßiger, Herr Baumann," sagte Arthur, „wenn wir zunächst die oberen Regionen des Hauses einer Ocularinspection unterzögen."

„Ganz richtig! Was meinen Sie, Herr Hagen, wollen wir hinaufgehen unter irgend einem Vorwand? Wir könnten z. B. fragen, ob da nicht eine möblirte Wohnung zu vermiethen sei, mit Aufwartung, Clavier u. s. w."

„Um dann wegen unserer Unverschämtheit geschwinder wieder die Treppe hinunterzukommen, als

hinauf? — Nein! Sehen Sie die Conditorei vis-à-vis? Wir wollen hineingehen, das ist ein guter Lauerposten. Wir schlürfen ein Glas Eis und halten geheimen Kriegsrath."

„Gut," antwortete Herr Baumann, „mir ist Alles recht. Ich bin mit Vergnügen zu jeder Schandthat bereit — Alles für Angelika!" fügte der Pseudo-Petrucchio hochpathetisch hinzu.

Sie traten in die Conditorei, nahmen Platz an einem Tischchen beim Fenster und bestellten Erdbeereneis bei dem aufwartenden Fräulein. Es dauerte eine Weile, bis die kalte Erquickung kam, und währenddem hatten sie noch keine Spur von dem Lockenkopf und der grauen Tante an den Fenstern des Berting'schen Hauses bemerkt.

„Ist Herr Berting mit seiner Familie vielleicht verreist?" fragte der derb dreinfahrende Zuckerfabrikant ohne Weiteres.

„Nein," antwortete das junge Mädchen, „Herr Berting ist mit seinen Damen spazieren gegangen."

„Wie lange ist er unterwegs?"

„Eine halbe Stunde vielleicht."

„Wohin gingen sie, nach welcher Himmelsgegend?"

„Sie gingen rechts die Straße hinauf."

„Ihnen nach!" flüsterte Baumann Arthur zu. —

„So wollen wir auch aufbrechen und spazieren gehen," sagte er laut. „Hammelburg ist eine sehr schöne Gegend und Sie, mein Fräulein, sind die schönste Hammelburgerin!"

Nach diesem meisterhaft angebrachten Compliment verabschiedeten sie sich von der Fee der Conditorei und pilgerten gleich darauf nach rechts die Straße hinauf. Wie alles Herrliche in der Welt, so nahm auch bald die Prinzenstraße ein Ende, und unsere Brautjäger gelangten nach einigen Kreuz- und Querfahrten in's Freie, in eine Allee, welcher sie folgten, bis sie an ein großes Haus kamen, welches ein Tanzsalon sein konnte, den man ländlich, sittlich, in einem großen parkähnlichen Garten erbaut hatte.

Musik erscholl. Eine einsame Geige wimmerte ein herzbrechendes Solo durch die Stille der Natur. Baumann und Compagnon konnten beobachten, daß eine Menge Personen in dem Hause versammelt waren; einige saßen in der Veranda zu beiden Seiten der Eingangsthüre, über welcher in großen goldenen Buchstaben zu lesen stand: „Schützenhaus."

„Oho!" sagte Baumann, „hier ist gewiß musikalische Abendunterhaltung. Das ist stark! Das hätte ich diesen Hammelburgern doch nicht zugetraut! Um vier Uhr Nachmittags!"

„In diesen kleinen Nestern,“ meinte Arthur, „herrschen noch unumschränkt Polizeistunde und hausväterliche Gewissenhaftigkeit. Man geht um neun Uhr regelmäßig zu Bette, und wenn ich nun hier stabil werde und den kleinen Lockenkopf heirathe, so will ich es auch thun.“

„Da sind gewiß Harfenistinnen dabei!“ rief entzückt der Zuckerfabrikant. „Eben vernahm ich Harfengeklimper. Nichts in der Welt geht mir über eine gute Harfenistin — selbstverständlich muß sie jung und nett sein! Wir wollen sofort hineinsteigen, Herr Hagen.“

„Aber Herr Baumann, bedenken Sie — Sie gehen auf Freiersfüßen — in diesen Lilliputstädten wird Alles in fünf Minuten siebenmal herumgeschwatzt. Wenn hier ein Lokalblatt erscheint, so kommt es sogar möglicherweise in die Zeitung. Auf diese Art werden Sie keine Avancen machen bei Ihrer Dulcinea.“

„Lassen Sie das nur vorläufig! Ich bin ein planvoller Mann und bringe es auf die eine oder die andere Art schon wieder zurecht. Sowie ich einmal angekreidet bin bei meiner geliebten Angelika, kommt es auf etwas mehr oder weniger Kreide gar nicht an.“

Aus Barmherzigkeit willfahrte Arthur dem Wunsche seines Compagnons, und sie schritten durch den Garten auf das Haus zu. Unter der Veranda saß gleich bei

der Eingangsthüre ein kleiner behäbiger Mann mit rothem Vollmondsgesicht hinter einem vollen Schoppen und sechs geleerten Bierflaschen.

„Lagerbier?“ fragte Baumann, auf den Schoppen deutend.

„Märzenbier!“ antwortete das Vollmondsgesicht.

„Wir sind fremd hier,“ sagte Arthur. „Was ist dies für ein Concert? Darf man eintreten?“

„Steht Ihnen frei,“ entgegnete der Schoppenmann gefällig, „kostet aber schwer Geld. Es ist ein Wohlthätigkeitsconcert, ausgeführt von lauter Dilettanten zum Besten der Victoria-National-Invalidenstiftung. Die Damen haben das Alles arrangirt. Nach jedem Musikstücke gehen sie herum und sammeln, und wenn Einer weniger gibt als einen Groschen, so machen sie gleich Skandal. Ich bin Kürschner von Profession und die gute Jahreszeit ist meine schlechte Jahreszeit. Deshalb mache ich von Zeit zu Zeit einen Abstecher nach außen, damit mir die Geschichte nicht allzu kostspielig wird.“

Nachdem sie von dem wohlthätigen Kürschner diese interessante Auskunft erhalten hatten, ließen sie ihn fürder in der Gesellschaft seines Schoppens und traten durch die Glasthüre in den Salon. Ueberall, und meist zu Gesellschaften um einen Tisch vereinigt,

saßen Herren und Damen, alte und junge; viele geputzte Kinder sah man und auch einige kleine Hunde. Ein weiter Horizont von Butterbrod, Kuchen, Bierschoppen, Weinflaschen und Gläsern that sich vor den erstaunten Blicken der Eintretenden auf und ganz im Hintergrunde eine Estrade, auf welcher die Dilettanten ihre musikalischen Streiche machten.

Unsere Freunde drängten sich vorwärts und bekamen, als sie um einen Pfeiler bogen, die Bühne voll zu Gesicht. Was sie aber sahen, war für sie eine große Ueberraschung!

Dort auf der Estrade saß die graue Tante hinter iner Pedalharfe, eben im Begriff, in die Saiten zu greifen. Neben ihr stand holdselig der Lockenkopf mit einem Notenheft in der Hand.

4.

„Was bedeutet die Bewegung,
Bringt der Ost mir frohe Kunde? . . .“ 2c.

Eine allerliebste Silberstimme, etwas schwach, aber hell und rein, wie Bergkrystall. In Hammelburg, wo die Lucca noch nie gastirt hat, galt Fräulein Berting für eine große Sängerin. Die Harfe, energisch von der grauen Tante bearbeitet, that wacker ihre Schuldigkeit.

Sobald Bertha Arthur erblickte, gerieth sie ein wenig außer Fassung, und der grauen Tante schwoll die Zornesader bei dem Anblick des unverschämten Zuckerfabrikanten. Doch ging Alles gut.

Als das Lied beendet war, rief man überall im Saale händeklatschend Bravo. Vor Allen aber zeichnete sich in dieser Beziehung Herr Baumann durch seinen ungeheuern Enthusiasmus aus. Er klatschte nicht nur wüthend in die Hände, sondern trampelte auch vor Entzücken mit den Füßen und schrie aus vollem Halse: „Bravo! Braviore! Bravissimo! Dacapo! Bravoura! Dacapo!“ — Dies lenkte natürlicherweise auf die Fremdlinge die allgemeine hammelburgische Aufmerksamkeit.

Die graue Tante ergriff den Sammelteller, um höchsteigenhändig den schuldigen Wohlthätigkeitstribut einzukassiren. Sie begann am andern Ende des Saales, wo sofort die Silbergroschen zu klingeln begannen. Welches Portemonnaie hätte auch einer solchen grauen Majestät zu widerstehen vermocht? —

„Jetzt dürfen wir uns nicht lumpen lassen,“ flüsterte Baumann seinem Begleiter zu. „Wir müssen diese Kleinstädter in Erstaunen setzen. Haben Sie Geld — Gold?“

„Ich habe,“ sagte Arthur, „ich habe fünfund-

zwanzigtausend Thaler in der Brusttasche und wenn der Lockenkopf sammeln ginge, was er leider nicht thut, so würde ich sie ihm auf den Teller legen. Das wäre ein Trumpf, was?"

„Es würde einen pyramidalen Effect machen. Aber nicht so üppig, Herr Hagen! — Wir geben Jeder einen Friedrichsd'or, und zwar mit einer Miene, als gäben wir einen halben Silbergroschen. Sind Sie musikalisch?"

„Ich klimpere ein wenig Klavier. Aber nicht gut genug, um mich darauf hören lassen zu können."

„Singen Sie?"

„Schauderhaft!"

„Gut, dann muß ich daran. Ich bin musikalisch, Virtuose auf der Maultrommel. Warum lachen Sie? — Mein Instrument trage ich immer bei mir in der Westentasche. Ich habe einen Gedanken, Herr Hagen. Sie werden gleich sehen, wie ich mich in eine Sirene verwandle, um harte Herzen zu erweichen. Sehen Sie den würdigen Herrn da?"

„Sollte das der Vater des Lockenkopfs sein? Richtig, es ist der Herr, der die Damen heute Mittag in Empfang nahm."

„Mit Dem wollen wir Bekanntschaft machen.

Wir wollen uns gleich vorstellen als zukünftiger Schwager und Schwiegersohn."

„Um Gotteswillen nicht! Baumännchen Baumännchen, treiben Sie es nicht zu toll!"

„Sie sollen gleich sehen, wie ich es einrichte. Ich bin nämlich ein Schwerenöther! Nach fünf Minuten giebt Ihnen der Lockenkopf den Verlobungskuß."

Der Schwerenöther drängte den zaudernden Arthur vorwärts an den Tisch des Herrn Berting und verneigte sich vor diesem.

„Sind diese Stühle frei?" fragte er, auf fünf leere Rohrsessel deutend.

„Diese drei," antwortete Herr Berting höflich; „diese beiden hier sind für meine Damen reservirt."

„Erlauben Sie, daß wir hier Platz nehmen?"

„Bitte!"

„Wir sind fremd hier, aber vielleicht bin ich Ihnen doch dem Namen nach bekannt. Ich habe doch die Ehre, mit dem Herrn Kaufmann Berting zu sprechen?"

„Der bin ich."

„Ich heiße Baumann, Nicolaus Baumann, Gutsbesitzer und Zuckerfabrikant zu Görze in Westpreußen. Nun kennen Sie mich wohl?"

„Allerdings!" rief Herr Berting überrascht.

„Was diesen Herrn anbelangt," fuhr der unerschütterliche Zuckerfabrikant fort, „so heißt er Hagen und ist aus — aus — — Wo sind Sie denn eigentlich her?"

„Aus Harburg," sagte Arthur.

„Stand?"

„Kaufmann."

„Branche?"

„Roh-Metalle."

„Herkommen?"

„Mein Vater besaß in Harburg eine Eisengießerei."

„Hagen und Spangenberg?" fragte Herr Berting.

„Das war die Firma."

„Dann habe ich Ihren Herrn Vater sehr gut gekannt, Herr Hagen. Ich stand mit ihm lange Zeit in Geschäftsverbindung."

„Wie sich das trifft!" rief Baumann vergnügt. „Ja, so ist es, wenn man sich nur erst ordentlich vorstellt, so kommt immer gleich heraus, daß man sich schon vor ein paar tausend Jahren ganz gut gekannt hat!"

Der Lockenkopf, der sich bis jetzt auf der Estrade mit einer Freundin unterhalten hatte, flatterte herbei und setzte sich hocherröthend neben den Vater.

„Wir haben jetzt zehn Minuten Pause, Papa," sagte Bertha, „und dann zunächst Declamation."

Die graue Tante erschien fast zur nämlichen Zeit mit dem Sammelteller, in welchem eine Menge Kleingeld befindlich war. Namentlich machten sich zwei einsame Fünfgroschenstücke breit.

Mit unnachahmlicher Nonchalance warf Baumann einen blitzenden Friedrichsd'or auf den Teller und Arthur folgte schnell wie der Gedanke seinem Beispiel. Die düstere Miene der grauen Tante verklärte sich bei dem Anblick des reichen Fangs und unter den Umsitzenden ward ein Gemurmel der Bewunderung laut. Herr Berting aber schüttelte den Kopf über diese thörichte Verschwendung.

Angelika lieferte ihren Raub ab und kam dann zurück an den Tisch.

„Dieser Herr ist Herr Baumann," sagte Herr Berting, „von dem du uns so viel gesprochen hast, Angelika."

„Ich kenne ihn schon!" seufzte Angelika.

„Ihr seelenvolles Harfenspiel, mein Fräulein," sagte Baumann mit Emphase, „hat in mir Empfindungen wach gerufen, die ganz unbeschreiblich sind. Ich bin Kenner und nebenbei Virtuose — auf der

Maultrommel. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen meine Dankbarkeit musikalisch ausdrücke."

Er holte die berühmte Maultrommel aus der Westentasche und gab Variationen über den Dessauer Marsch zum Besten. Es war zum Kranklachen. „So leben wir, so leben wir, so leben wir alle Tage!" sagte er bedeutungsvoll, als er das Instrument absetzte.

„Welch ein Mann!" dachte die graue Tante. „Welch ein lustiger, wie es scheint, im Grunde gutmüthiger Mann!" — Sie überlegte im Stillen, daß er vielleicht der Letzte sei, dem sie einen Korb würde geben können, und daß es doch vielleicht am Besten sei, ihn zu behalten — den Korb nämlich, und ihn zu nehmen, den lustigen Zuckerfabrikanten versteht sich.

„Ich finde es überaus lächerlich, Herr Baumann," sagte sie; „aber ich muß es Ihnen sagen, Sie machen auf mich jetzt einen weit besseren Eindruck."

Baumann sah Arthur triumphirend an. „Bin ich nicht ein Hauptkerl?" flüsterte er ihm zu. „Ach, Angelika," fuhr er elegisch fort, zu dieser gewandt, „soll es denn nicht zur Ausführung kommen, was ich Ihnen in meinem Schreiben vom 3. currentis angetragen habe?"

„Ich bin aber ganz und gar nicht damit einver=

standen," sagte Herr Berting unzufrieden. „Herr Baumann, Sie sind sehr verschuldet, wie das aus dem Nachweis über Ihre Vermögenslage, der Ihrem Geehrten vom 3. currentis angeschlossen war, so geschickt derselbe auch abgefaßt ist, dennoch genügend erhellt."

„Ich finde es schrecklich lächerlich, Bruder," murrte Angelika, „daß du mein freies Selbstbestimmungsrecht beeinträchtigen willst."

„Dein Geld steckt in meinem Geschäft, Angelika. Wenn Du es herausnehmen willst — und Herr Baumann würde es selbstverständlich herausnehmen müssen — so bringst du mich in große Verlegenheit."

„Ich schaffe Ihnen einen Compagnon," rief Baumann, „der fünfundzwanzigtausend Thaler auf der Stelle einschießt. — He, Herr Hagen, langen Sie doch einmal Ihre fünfundzwanzigtausend Thaler heraus!"

„Herr Hagen aus Harburg," sagte Herr Berting vorstellend, „der Sohn meines alten Freundes Andreas Hagen, dessen Bild in meinem Comptoir hängt, Bertha."

„Ich habe den Herrn schon gesehen," lispelte Bertha erröthend. „Er fuhr mit uns in demselben Coupé."

„Sie waren der Magnet, der mich nach Hammelburg zog, mein Fräulein,“ flüsterte Arthur ihr lächelnd zu. „Eigentlich bin ich auf der Reise nach Amerika. Aber wahrhaftig! ich bliebe lieber in Hammelburg, wenn — —“

„O, so bleiben Sie doch!“

„Das ist eine regelrechte Liebeserklärung, Herr Berting!“ erläuterte Baumann. „Nun haben Sie Schwager und Schwiegersohn auf einmal, und ich hoffe, daß Sie nun zufrieden sind.“

„Aber Herr Baumann!“ rief Bertha unwillig.

„Nun haben Sie keinen Grund mehr, Herr Berting,“ fuhr Baumann unerschütterlich fort, „mir Schwierigkeiten in den Weg zu legen, mir und meiner geliebten Angelika. Geld ist da, massenhaft! Wie heißen Sie doch mit Vornamen, Herr Hagen?“

„Arthur.“

„Nun wissen Sie es, Fräulein Bertha. Alles Uebrige findet sich von selbst: Vernichtung und Basirung! Erscheint hier eine Zeitung?“

„Ja,“ sagte Herr Berting, der überaus erstaunt war, aber durchaus nichts einzuwenden hatte gegen die Dispositionen des planvollen Zuckerfabrikanten. „Wir haben hier das Hammelburger Wochenblatt. Es erscheint morgen.“

„So schicken wir noch heute Abend die Verlobungsanzeigen hin," rief Baumann. „Vernichtung und Basirung! — He, Kellner, Kellner! Champagner! Champagner! Champagner!"

Nun kamen von allen Seiten die Gratulanten.

„Ich finde es glorios lächerlich!" sagte die graue Angelika, ihren Verlobten voller Bewunderung anschauend. Arthur aber scheute die Menge und flüsterte seiner Braut die üblichen Zärtlichkeiten in's Ohr.

Fred Brown aus Chicago.

1.

Ein kleines Städtchen an einem weit in das Land hinein sich erstreckenden seichten Meerbusen an der deutschen Ostseeküste ist Rempe — das durch seine Häringe so berühmte Rempe —, welches zur Zeit unserer Erzählung, vor etwa zwölf Jahren, noch nicht dem deutschen Eisenbahnnetz eingewebt worden war.

Auch die Kunststraße ließ viel zu wünschen übrig; wenigstens dachte dies Alfred Braun, ein junger eleganter Mann von achtundzwanzig Jahren, der in der gelben Postkutsche saß, welche am Pfingstmontage 1859 auf Rempe zurumpelte.

Noch eine weitere Person befand sich im Wagen. Es war dies ein dicker Viehhändler, der eine schwere Geldkatze um den Leib geschnallt trug. Strotzend von

Gesundheit und Körperfülle bildete er mit seinem breiten, dickrothen Gesicht den diametralen Gegensatz zu seinem Genossen, dessen jugendlich schönes, von einem schmalen Backenbart umrahmtes Antlitz den Stempel frühzeitiger Blasirtheit trug.

Der Viehhändler hatte schon verschiedene Male versucht, ein Gespräch mit seinem Reisegefährten anzuknüpfen und viel geschwatzt von der damals im Hannöverschen herrschenden Rinderpest und von ähnlichen Dingen, denen Alfred nichts entgegen trug, als die absoluteste Theilnahmlosigkeit.

Den Viehhändler ärgerte das. Er fühlte sich als ein Mann von Vermögen und Credit und schlug mit der geballten Faust auf die Geldkatze, daß die Thaler klirrten.

„Es sind fünfzehnhundert Thaler in Gold und Silber darin," sagte er hochmüthig.

„Bagatell!" murmelte Alfred müde und verächtlich.

Was Teufel will dieser Herr in Rempe? dachte der Viehhändler. — „Waren Sie schon einmal in Rempe?" fragte er dann laut.

„Noch nie," entgegnete Alfred, der fast alle Großstädte und die meisten Modebäder Europa's besucht und Amerika flüchtig durchstreift hatte, aber

noch niemals auf seinen Reisen nach Rempe gekommen war.

So warm und schwül war der Tag, daß man die liebe Sonne wegen zu leichtsinniger Verschwendung hätte unter Curatel stellen mögen. Der Viehhändler, der endlich einsah, daß die Aussicht auf ein erfrischendes Gespräch vollständig hoffnungslos sei, umschlang sorglich mit seinen großen rothen Fäusten die Geldkatze und lehnte sich zurück, um ein wenig zu „duseln", wie er in einer schließlichen Bemerkung seinem Reisegefährten zu verstehen gab, der dagegen auch gar nichts einzuwenden fand, seinerseits vielmehr dem trägen Beispiele folgte und, ebenfalls in die Polsterecke zurücksinkend, die Augen schloß.

So fuhr man etwa eine halbe Stunde. Dann rasselte die Kutsche über holperiges Steinpflaster, unsanft die Reisenden aus ihren Träumereien aufschüttelnd, und der Postillon blies sein lustigstes Stücklein.

„Rempe!" rief der Viehhändler auffahrend und mit weit aufgerissenen Augen zum Fenster hinausstarrend, als sähe er den Ort, in welchem er schon zweihundert Mal gewesen war, zum ersten Male in seinem Leben. „Wir sind in Rempe!"

Man befand sich in der That in diesem Ort, der in der Weltgeschichte nirgends erwähnt wird.

Niedrige Häuser, von hohen Linden beschattet, wurden sichtbar, dazwischen durch glitzerte das Meer. Eine leichte Brise wehte erquickende, kühle Seeluft herüber und etwas ermuntert athmete auch Alfred auf.

Gleich darauf hielt die Kutsche vor dem Gasthof „zum nordischen Löwen“, welche Bezeichnung noch aus der Zeit herstammen mochte, als der ganze Küstenstrich zur Krone Schweden gehörte. In diesem Gasthofe pflegte der Viehhändler regelmäßig Quartier zu nehmen, wenn er nach Rempe kam. Dem Postillon war dies aus langjähriger Erfahrung hinreichend bekannt, deshalb fuhr er nicht direct nach dem Posthof.

Der nordische Löwe ist ein langgestrecktes zweistöckiges Haus, etwas altersgrau und windschief, aber auch höchst solide und seinem ganzen Aeußern nach durchaus Vertrauen erweckend. Es wird von hohen Ulmen beschattet, und unter den Fenstern des Erdgeschosses befindliche uralt ehrwürdige Bänke laden den Müden zur Rast ein unter dem grünen Gezweig.

Sonst wenn vor dem besten Gasthause eines kleinen Städtchens eine Postkutsche ihre Aufwartung macht, sind in der Regel einige Müssiggänger versammelt, um die Fremden neugierig anzustarren, welche die Kutsche ihnen bringt. Diesmal aber ver=

fehlte das gewöhnliche Publikum den Empfang und es war Niemand da, als der unvermeidliche Hausknecht, der diensteifrig herbeikam.

„Konrad," sagte der Viehhändler, indem er schwerfällig ausstieg, „weißt Du, ob der Bürgermeister zu Hause ist?"

„Nichts," entgegnete der Hausknecht, der aussah, wie alle Hausknechte aussehen, wenn sie der Hitze wegen hemdsärmelig ausgehen, und der die Eigenheit hatte, nicht Nein sagen zu können, — „er ist nach Neuweiler zur Thierschau, die morgen anfängt."

„Ja, er ist mit im Comité," sagte der Viehhändler; „ich will morgen auch hin. Ich muß den großen Ochsen sehen, von dem in den Zeitungen die Rede gewesen ist, und den Bürgermeister sprechen — höchst nothwendig!"

„Wie? Ist der Bürgermeister Georgi verreist?" Wann kommt er zurück?" fragte jetzt Alfred fast erschreckt.

„Vor übermorgen gewiß nicht," antwortete der Hausknecht. „Wollen Sie bei uns logiren, Herr?"

„Ich weiß noch nicht — —"

„Es ist ein gutes Haus!" rief der Viehhändler empfehlend dem Unschlüssigen zu.

„Wir haben hier heute Gartenconcert, wie alle-

mal am Pfingstmontagnachmittag," sagte Konrad ermunternd. „Hören Sie? — Jetzt geht es wieder los. Trara radada!"

In der That schmetterten auf einmal ein Dutzend Blasinstrumente in die Welt, wobei eine große Trommel ihnen wacker half. Das Concert schien in dem großen, hinter dem Gasthof gelegenen und dazu gehörigen Garten stattzufinden.

Der Aussicht auf diese Erheiterung konnte Alfred nicht widerstehen.

„Nun denn, meinetwegen!" murmelte er vor sich hin, „ich will bleiben — bis morgen. — Hausknecht," fuhr er laut fort, „besorgen Sie mein Gepäck. Hier, Schwager, haben Sie einen Thaler Trinkgeld. Ist's genug?"

„Der Herr sind sehr generös," schmunzelte der dankbare Postillon vergnügt; vom Viehhändler hatte er nur ein Viergroschenstück erhalten und ein freundliches Schimpfwort.

Auf den Hausknecht machte diese ungewöhnliche Generosität einen außerordentlichen Eindruck. Er ergriff schleunigst Alfred's eleganten kleinen Reisekoffer und eilte damit in's Haus, um auf alle Fälle dem Gasthofe einen so freigebigen Gast zu sichern. Der Viehhändler war schon vorausgegangen, die unter seinem schweren Tritt erkrachende Stiege hinauf.

Der junge Reisende verweilte nach dem Fortrollen der Postkutsche und dem Verschwinden des Hausknechts noch einen Augenblick im Schatten der Ulmen, der Musik lauschend, die seinem feinen Kenner-ohr nicht sehr einladend klang. Nach einer Weile aber schien es ihm doch draußen zu trostlos lang-weilig und er ging ebenfalls in's Haus. Er schritt über den Flur und durch die geöffnete Flügelthüre in einen Gartensalon, dessen drei Fenster weit offen standen. Die Musiker hatten sich gerade zu einem Fortissimo aufgerafft, das laut dröhnend hereinschallte. Er näherte sich dem mittlern Fenster, um hinauszu-schauen und zu sehen, ob es der Mühe werth sei, sich unter das kleinstädtische Publikum zu mischen. Aber bevor er noch etwas vom Publikum sah, gewahrte er einen Gegenstand von ganz besonderer Anziehungs-kraft.

2.

In der Veranda auf der Bank unter dem mitt-leren Fenster saßen zwei junge Mädchen, vertieft in ein wichtiges Geplauder, von dem um Gotteswillen Niemand etwas hören durfte. Sie hatten sich hierher zurückgezogen, um, etwas entfernt vom Schwarme der Menschheit, Herzensangelegenheiten zu discutiren, die

ja immer das Interessanteste sind für junge Damen, denen der Brautkranz in Perspective steht. Braungelockt war die Eine und schlank, mit schmachtendem Blick. Dem Aeußeren nach schien sie zu den Honoratioren des Städtchens zu gehören. Die andere junge Dame, eine üppige Blondine in mehr häuslicher Kleidung, mochte wohl die Tochter des Wirthes zum nordischen Löwen sein.

Die Musik hielt inne. Ohne Ahnung davon, daß ein verwegener Lauscher in nächster Nähe, fuhren die Mädchen in ihrem Geplauder fort.

„Ich finde es im höchsten Grade schlecht von ihm," sagte die Blondine unwillig, „daß er so ohne Weiteres von Hamburg nach England zurückreist, um ein altes Schiff zu sehen."

„Ein neues, Hanna! Sieh doch, was er schreibt: a most wonderful ship."

„Ja, und Englisch schreibt er!"

„Er thut das, weil ich mich im Englischen vervollkommnen soll."

„Er sollte sich erst als Liebhaber vervollkommnen."

„Bedenke doch, er ist Besitzer einer Maschinenfabrik und er baut in Chicago kleine eiserne Dampfschiffe. Da muß ihn doch das neue Schiff, welches

man in London erfunden hat, ganz ungemein interes=
siren. Papa findet das gar nicht so auffällig."

„Ich finde es aber im höchsten Grade auffällig! Wenn Jemand über's atlantische Meer segelt, um seine Braut zu holen, die er in seinem Leben noch nicht gesehen hat, so soll er für nichts Anderes Sinn und Interesse haben, als für sie, daß kann man verlangen. Ich an Deiner Stelle hätte ihm auf seinen curiosen englischen Brief sofort auf gut deutsch geantwortet: Wenn Du nicht binnen drei Tagen von heute an zur Stelle bist, so nehme ich einen Andern."

„Wen den?"

„Irgend Jemand. Punktum."

„Das würde nicht angehen können, Hanna. Ich muß schon Geduld haben. Frederik's Vater in Chi=
cago und mein Vater hier haben so lange darüber hin= und hergeschrieben und Alles bis auf den Tipfel über dem i im Heirathscontract so sorgfältig mit ein=
ander ausgemacht, daß darin nun gar nichts mehr zu ändern ist."

„Ja, Du bist verkauft. O diese Amerikaner! Yankee's nennt man sie, glaub' ich. Nie, nie, nie —!"

„Was nie!"

„Nie gäbe ich einem Yankee einen Kuß!"

„Wirklich, bisweilen ist mir recht ängstlich zu Muthe, wenn ich an die große, große Stadt Chicago denke, und mir ist, als bliebe ich doch lieber in dem kleinen Rempe und ginge lieber nicht so weit.“

„Ich sehe auch nicht ein, weshalb man das Glück in Amerika suchen soll, wenn man es zu Hause haben kann? Wenn Du den Geschäftsführer in Deines Vaters Mühlenbetrieb nehmen wolltest, den Herrn Winter, der so fromm ist und nach Dir herumseufzt und die Augen verdreht auf eine so komische Art, so wärest Du gut daran als zukünftige Dampf-, Wasser- und Wind-, Korn-, Oel- und Knochenmüllerin.“

„Nimm Du ihn doch, Hanna. Ich gönne ihn Dir.“

In diesem Augenblicke riefen Mädchenstimmen aus dem Gebüsch vor der Veranda: „Helene und Hanna! Kommt!“

Die beiden jungen Damen beeilten sich, dem Rufe zu folgen, und liefen den Freundinnen zu.

Kaum waren sie fort, so bog sich ein Kopf aus dem Fenster und eine kecke Hand streckte sich aus nach einem hübschen Gürteltäschchen, welches Helene auf der Bank hatte liegen lassen.

Der Räuber öffnete gierig sein Beutestück und fand neben anderen Kleinigkeiten einen Brief, der

die Adresse trug: „Fräulein Helene Bohnekamp, Adresse: Herrn Mühlenbesitzer Bohnekamp in Rempe“, und der dem Texte nach englisch war und überdies eine Photographie enthielt. Das war jedenfalls der Brief, von dem die junge Dame gesprochen hatte, und das Bild ohne allen Zweifel ein Conterfei des amerikanischen Bräutigams. Alfred las das kurze Schreiben aufmerksam durch und betrachtete dann noch aufmerksamer die Photographie, welche ihm zu seinem Erstaunen ein Bild zeigte, das für sein eigenes hätte gelten können. Nach und nach dämmerte in seinem Geiste der Gedanke auf, daß er eine Beschäftigung gefunden, eine neue Art von Belustigung für die Zeit seines sonst nicht sehr entzückenden Remper Aufenthaltes.

„Unbegreiflich!“ murmelte er vor sich hin. „Diese Helene ist mindestens eben so schön, wie ihre griechische Namensschwester, um deren Besitz der trojanische Krieg entbrannte. Und ein Narr ist dieser Yankee, der mir so ähnlich sieht und mir so ähnlich heißt, Fred Brown, wie er sich unterzeichnet! Jungamerika läuft einer neuen englischen Maschinenconstruction nach und vernachlässigt eine Schönheit, die besser construirt ist, als irgend etwas Schönes, das je mit einem Hamburger Steamer über den Ocean

flog. Eine der schönsten Töchter des Landes fischt dieser Maschinenmensch sich ohne Weiteres aus dem schönen Deutschland heraus! Liebe, Gefühl, Leidenschaft, Galanterie spielen dabei gar keine Rolle; Alles wird contractlich abgemacht und festgestellt — pfui! Das verdient eine furchtbare Züchtigung! O Helene! Um das in Deiner Person tief beleidigte Jungdeutschland zu rächen, bin ich nach Rempe gekommen, das ist klar — und ich gehe nicht eher fort, bis Jungamerika mit Schande bedeckt abziehen muß!"

Nach diesem furchtbaren Gelöbniß legte der Fremdling die Gürteltasche wieder auf die Bank und entfernte sich, um Konrad aufzusuchen und sich ein Zimmer anweisen zu lassen. Konrad war nicht allein Hausknecht, sondern auch zugleich ein Factotum des Hauses, geschickt genug, um bei vorfallenden großen Festlichkeiten, wenn, wie heute, die beiden Kellner des Etablissements im Garten schweißtriefend die zahlreichen Gäste zu bedienen hatten, die kühleren Functionen eines Hauskellners zn versehen. Alfred erhielt ein wahres Staatszimmer, in welchem, wie der Hausknecht erzählte, vor siebzig Jahren einmal ein Landesfürst eine Nacht „residirt" hatte und wo alte Kupferstiche an dem Wandgetäfel hingen, welche Momente aus dem vergnügten Leben des Ackermannes darstellten.

„Darf ich mir wohl den allerwerthesten Namen des Herrn ausbitten?" fragte der Hausknecht, als sie im Zimmer waren.

„Ich heiße Braun," entgegnete Alfred.

„Oho!" murmelte der Hausknecht.

Braun und Brown, das ist im Grunde einerlei; die Farbe ist dieselbe und die Klangfarbe des Namens auch. Dem nicht ganz ungebildeten Hausknecht waren die Bohnekamp'schen Familienbeziehungen zu Jung-amerika wohl bekannt geworden. Gehörten doch die Bohnekamp's zu den ersten Honoratioren des Städtchens und erwartete doch dieses ganze Städtchen mit großer Spannung den seit lange schon angemeldeten amerikanischen Bräutigam, den Paris der Bohnekamp'schen Helena!

„Von woher kommt der Herr, wenn ich so fragen darf?"

„Von Hamburg."

Er ist es! dachte Konrad. Hurrje, welch' Vergnügen!

„Können Sie mir den nächsten Weg angeben nach der Bohnekamp'schen Besitzung?"

Jetzt war es ganz klar!

„Ja," sagte der Hausknecht, sich vergnügt die Hände reibend, „erst, Herr Brown, gehen Sie gefälligst

links ab vom nordischen Löwen, dann immer gerade aus mit der Wasserkante entlang, bis Sie dahin kommen, wo der große Schornstein steht. Da ist es! — Im Uebrigen kann ich vermelden, daß der Herr Bohnekamp mit seiner ganzen Familie unser Concert beehrt hat und daß sie Alle zusammen unten im Garten sind. — Und das schöne Fräulein Helenchen ist auch da!" fügte er fast aufschreiend, jubelnd hinzu.

„Well," entgegnete Alfred amerikanisch kühl, „so werde ich gleich hingehen."

Er hatte sich vor den Spiegel gestellt und begann seine Toilette zu ordnen, Haare und Bart zu kämmen und zwar heute mit besonderer Sorgfalt. Als er sich nach Ablauf von fünf Minuten umwandte, sah er in der That so amerikanisch aus, daß gar kein Zweifel mehr bestehen konnte, er sei der „gewisse" Braun oder vielmehr Brown.

3.

Im Garten des nordischen Löwen befindet sich ein hübscher kleiner Pavillon, von welchem aus man eine herrliche Aussicht auf den Remper Meerbusen voller Entzücken genießen kann, sofern man überhaupt für dergleichen Naturgenüsse eine Spur von Empfin=

dung besitzt. In diesem Pavillon saß, sich am Concert und der ganzen Lustbarkeit ergötzend, Herr Bohnekamp, ein würdiger, höchst respectabler Herr, dem man das gute Leben und den guten Humor ansah. Seine Familie war bei ihm: erstens Frau Elisabeth, dann seine Tochter Helene, welche letztere nach dem Tode eines Sohnes, wie er wehmüthig zu sagen pflegte, sein Eins und Alles war. Sie war viel zu gut für Kempe und deshalb sollte sie nach Chicago. Das war die Meinung des Herrn Bohnekamp und das große Mißvergnügen der jungen Kemper Männerwelt, welche auf den amerikanischen Paris im Allgemeinen und im Besonderen nicht gut zu sprechen war.

Fünfundzwanzig Jahre früher war ein Kemper Schiffsbaumeister, dem es auf die Dauer zu langweilig geworden war, kleine Küstenlugger, Schaluppen und Decksböte zu bauen, nach Amerika gegangen und hatte dort im Laufe der Zeit erstaunliches Glück gemacht und ein ganz bedeutendes Maschinen- und Schiffsbauetablissement in Chicago gegründet. Friedrich Braun, so hieß dieser unternehmende Mann, war der intimste Jugendfreund des Herrn Bohnekamp gewesen und die Freundschaft hatte Entfernung und Zeit überdauert. Im lebendigsten und fleißigsten Briefwechsel waren sie all die Jahre hindurch ge-

blieben; alle die großen und kleinen Familienereignisse und Begebenheiten waren herüber und hinüber ausführlich mitgetheilt worden. Braun, der bei seinem Bürgerwerden in Chicago seinen Namen in Brown amerikanisirte, hatte in Amerika geheirathet und bald darauf einen Sohn auf den Namen Frederik taufen lassen. In allen Briefen hin- und herüber war nun soviel die Rede gewesen von dem Immerschönerwerden der schönen Helene und den immer mehr sich entwickelnden, wahrhaft bewundernswerthen Fähigkeiten des jungen Frederik, der abgekürzt Fred genannt wurde, und von all den übrigen guten Eigenschaften der beiden Nesthäkchen, daß der Gedanke, sie zusammen zu führen, nicht erst aus dem atlantischen Ocean heraufgeholt zu werden brauchte. Was Wunder, daß die beiderseitigen Väter, Mütter, Tanten, Gevattern auf die Idee gekommen waren: sie lag ja auf der Hand! — Die beiden jungen Leute waren es von Jugend auf gewohnt, sie, einen zukünftigen Bräutigam in Amerika, er eine zukünftige Braut in Deutschland zu haben. Gesehen hatten sie sich noch niemals; der Verkehr zwischen ihnen hatte sich auf den Austausch von Photographieen und Briefen beschränkt. Nun war er auf dem Wege von Amerika nach Kempe, um sie zu holen, und das sollte dann

das Ende von dem langen, sehr wenig leidenschaftlichen Liebesliede sein.

Da ging dem ingeniösen Moneymaker Fred ein verhängnißvoller Unstern auf. In Hamburg fiel ihm eine Zeitung in die Hand, die von den bevorstehenden Probefahrten eines neuen, überaus sinnreich erdachten, kleinen Dampfbootes berichtete, und er hatte sich sofort wieder aufgemacht nach London, wo auf der Themse diese Probefahrten stattfinden sollten. Seine Ankunft würde dadurch um vierzehn Tage verzögert werden, hatte er vor acht Tagen geschrieben in dem bekannten Brief. Man hatte es entschuldigt. Deutsche Kleinstädter entschuldigen ja immer gerne eine amerikanische großartige Ungehörigkeit! —

Einige junge Damen, darunter auch die Wirthstochter, befanden sich in der Gesellschaft Helenens im Pavillon und der Wirth selbst, der behäbige Herr Sperber, war auch da, um eine von Herrn Bohnekamp's feinen Cigarren zu probiren und mit ihm anzustoßen auf eine gute Ernte, denn Rempe's Wohlbefinden hängt nur in zweiter Linie ab von den Häringen, in erster aber vom Getreidehandel und Kornbau. Man sprach auch natürlicher Weise sehr viel von dem Chicago-Bräutigam und erwog alle Eventualitäten, ob er nicht doch möglicher Weise früher

kommen könne, als er angezeigt, als Konrad eilfertig und athemlos hereingestürzt kam und sich durchaus nicht einschüchtern ließ durch den verweisenden und strengen Blick des Herrn Sperber.

„Er ist da!“ schrie der Hausknecht. „Eben ist er angekommen!“

„Wer?“ kreischten alle Damen im Chor.

„Der Herr Brown aus Amerika!“

„O Himmel! ist es möglich?“

Helene wurde fast bestürzt bei dieser Ankündigung. Der Langerwartete, Ersehnte, Erhoffte kam doch nun zu plötzlich!

„Er ist ganz unmenschlich nobel,“ erzählte Konrad. „Dem Schwager Postillon hat er einen Thaler gegeben.“

„Echt amerikanisch!“ versicherte Herr Sperber.

„Aber, gütiger Gott!“ rief Frau Bohnekamp, „weshalb hat er sich denn nicht direct nach unserem Hause fahren lassen? Er kennt doch unsere Adresse genau! Weshalb steigt er im Gasthofe ab?“

„Glückliches Ungefähr!“ sagte eine junge Dame schmelzend.

„Fatum!“ sagte eine Andere, die bis vor Kurzem in der Residenz in einem Pensionat gewesen war.

„Ja,“ erklärte Konrad, „erst schien er nicht recht

zu wissen, ob er hier absteigen wolle oder nicht. Dann besann er sich doch und blieb."

„Echt amerikanisch!" versicherte Herr Sperber wieder. „In Amerika lebt man immer in Hotels. Das muß ein sehr gutes Land sein für die Gastwirthe."

„Komm, Helenchen," sagte Herr Bohnekamp aufstehend; „komm, Mama, ich und Du wollen Frederik entgegengehen."

Es war aber gar nicht nöthig. Eben wie Herr Bohnekamp und seine beiden Damen marschfertig waren, rief Konrad: „Er kommt!" Und Alfred erschien in der offenen Thüre des Pavillons. Von der Gluth der Nachmittagssonne übergossen, stand er da: nach Ansicht der versammelten jungen Damen der strahlendste und herrlichste amerikanische Bräutigam von der Welt.

„Willkommen in Deutschland, Frederik!" sagte Herr Bohnekamp, dem von Rechtswegen das erste Wort zukam.

„Willkommen, Frederik!"

„O, Frederik!"

„O, Helen!"

„Willkommen! Willkommen! Willkommen!" riefen die jungen Damen durcheinander, ganz enthu-

siastisch. „Welche Ueberraschung! Nein, diese Ueberraschung!“

„Tusch! Tusch! Tusch!“ rief Herr Sperber zum Fenster hinaus den Musikern zu. „Tusch! Es wird extra bezahlt!“ — Und die Musikanten bliesen denn auch einen Tusch, der sich hören lassen konnte, wenigstens erklirrten alle Fenster im Pavillon. Draußen im Garten unter dem versammelten Publikum hatte sich wie ein Lauffeuer die Nachricht von der Ankunft des Amerikaners verbreitet und alsbald erscholl ein donnerndes Hoch dreimal zu den Klängen der Musik. Die Liedertafel des Städtchens, die auch in pleno da versammelt war, kam vor die Thüre des Pavillons und sang aus Leibeskräften:

„Hoch soll er leben!
Hoch soll er leben!
Dreimal hoch!“

So verwandelt sich das Mißvergnügen bisweilen auf seltsame Art in Enthusiasmus; denn unter all den jungen Herren von der Liedertafel war gewiß kein Einziger, der nicht auf den amerikanischen Bräutigam im höchsten Grade neidisch war.

Unter all diesem Lärm, im Laufe von fünf Minuten war Alfred von allen Beikommenden umarmt, geherzt und geküßt worden — vornehmlich aber war

ihm ein süßes Labsal der schüchterne Brautkuß der holden Helene gewesen. Viele herzliche Beglückwünschungen hatte er empfangen über seine gute Reise und sein gutes Aussehen, welch letzteres freilich nicht eben zutraf, denn er sah, wie schon erwähnt, etwas verlebt aus; aber man hielt allgemein dieses Aussehen für echt amerikanisch. Nun saß er auf dem Ehrenplatz im Divan neben der lieblich erröthenden Braut, und wenn er noch niemals im Himmel gewesen war, um die Seligkeiten des Paradieses kennen zu lernen, so konnte er nun wohl träumen, daß er dort sei. Herr Sperber kam mit Champagnerflaschen herbei, Konrad folgte ihm mit dem Eiskübel, und Herr Bohnekamp ließ es lächelnd geschehen.

4.

Alles ging gut — einige Tage lang. Mit wunderbarer Geschicklichkeit hatte sich Alfred in seine neue Lage gefunden, die ihm von Anfang an überaus wohl gefiel. Er hatte über die Chicagoer Familienverhältnisse alle und jede Auskunft gegeben, die man verlangte; wenn dies nicht mit deutscher Gründlichkeit und Weitschweifigkeit geschehen war, so hatte man das natürlich ganz echt amerikanisch gefunden. Die arglosen Kleinstädter ahnten nicht, daß der Pseudoameri=

kaner aus ihren Fragen und Bemerkungen gleich seine Antworten nahm. Bis jetzt war er so glücklich gewesen, sich nicht allzu sehr zu verschnappen. Wenn seine Angaben bisweilen etwas contrastirten mit den Nachrichten aus dem Bohnekamp'schen amerikanischen Briefarchiv, so half Geistesgegenwart dem Kühnen aus der Noth. Die Bohnekamp'schen Damen waren dann immer sehr geschäftig, das unvereinbar Scheinende zusammenzubringen und ihrem Erfindungsreichthum, gebaut auf kühne Schlußfolgerungen, war es vornehmlich zu verdanken, daß „Fred" so oft mit Ehren aus einem Zwiespalt hervorging, den er selbst kaum hätte überbrücken können.

Vorzüglich verstand sich Alfred auf die Sprache des Herzens und das junge Paar war schon nach den ersten Gesprächen in wahrhaft heißer Liebe für einander erglüht. Der alte Bohnekamp ging, dies beobachtend, schmunzelnd umher und gratulirte sich selber zu der sublimen Idee, die er gehabt mit seinem Heirathsplan, den nun Niemand mehr sonderbar fand. Denn es schien sich Alles auf's Beste gefügt zu haben und selbst die Wirthstochter vom nordischen Löwen war von ihrem Vorurtheil gegen die Yankee's zurückgekommen.

Es wurde ausgemacht, daß die Hochzeit nach

vier Wochen stattfinden und das junge Ehepaar dann zunächst eine Hochzeitsreise nach der Schweiz unternehmen solle, vor der definitiven Uebersiedelung nach Chicago.

Alfred war mit diesem Hinausschieben durchaus einverstanden, da er wohl fühlte, daß eine schließliche Auseinandersetzung unvermeidlich sei. Jeden Abend nahm er sich vor, am andern Morgen der Geliebten seine Niederträchtigkeit gestehen zu wollen — aber wenn dann der Morgen gekommen war und Helene ihn mit ihren großen treuen Augen vertrauend anschaute, so gebrach es ihm jedesmal an Entschlossenheit und Muth. So ließ er die Sache hinstehen, dem Zufall die Lösung überlassend. Nichtsdestoweniger drängte die Zeit: jeden Augenblick konnte ein gewisser Jemand wie ein Donnerkeil aus heiterem Himmel hineinfallen in das idyllische Glück. Ohnmachten, Thränen, Krämpfe, gebrochene Herzen, ein Duell auf Leben und Tod — das Alles sah Alfred deutlich voraus und er sann unausgesetzt auf Abwendung dieser Unannehmlichkeiten. Aber der Zufall, oder vielmehr das unerbittliche Fatum war nicht so gütig, so lange zu warten, bis ihm ein guter Einfall kam.

Es war am Nachmittage, am vierten Tage nach seiner Ankunft. Die Familie Bohnekamp nebst dem

dazu gehörigen „Fred" saß beim Kaffee um den runden Tisch im Gartensalon der Bohnekamp'schen Villa, welche etwas entfernt von der Dampfmühle in einem großen und schönen Garten am Strande liegt. Amusements für den Nachmittag und den Abend wurden gerade verabredet, als das Hausmädchen Lotte hereintrat mit einem sehr erstaunten Gesicht.

„Draußen," sagte Lotte, „ist ein anderer Herr Brown aus Chicago, der den Herrn zu sprechen wünscht."

„Was?" schrieen die Damen auflachend.

„Ich glaubte erst, es wäre unser Herr Brown in einem andern Rock; aber nun sehe ich doch, daß unser Herr Brown hier ist und daß der Herr Brown draußen ein anderer Herr Brown sein muß."

Alfred empfand, daß die Stunde der Entscheidung gekommen war. Es ging ihm wie ein Stich durch's Herz und er bereute nun tief, daß er nicht zur rechten Zeit der Mystifikation ein Ende gemacht. Jetzt war es zu spät. „Ich muß flüchten," dachte er zerknirscht, „welches Unheil auch daraus entstehen mag! Nach einer halben Stunde sende ich einen Parlamentär, der Alles in Ordnung bringt!"

Er stand auf. „Well," versetzte er, „ich will diesen Gentleman sehen, mein anderes Ich; das ist

surely interessant. Seid unbesorgt — ich werde mit ihm fertig, so oder so! — Take it cooly!"

Noch ehe Herr Bohnekamp und seine Damen sich von ihrem Erstaunen erholen und zum Nachdenken kommen konnten über die Bedeutung der mit ganz besonderer Betonung, fast gebrochen und zitternd gesprochenen drei letzten Worte, war er aus der Thüre.

Draußen auf dem Flur traf er seinen Doppelgänger, den echten Amerikaner, der ein Reisetäschchen umgehängt trug und sehr reservirt und yankeemäßig aussah. Keine Spur von Erstaunen verrieth der Ankömmling beim Anblick Alfred's, welch Letzterer fühlte, daß er ihm höchstens ein Gespräch von zwanzig Worten gönnen dürfe, da Herr Bohnekamp ja jeden Augenblick herauskommen konnte.

„I have the honour, to see Mr. Brown from Chicago?" fragte er, indem er geschwind Sommerpaletot und Hut vom stummen Diener herabnahm.

„Yes," war die lakonische Antwort.

„Very well! All right, Sir. Please, Sir — go ahead!" Dabei zeigte Alfred zuvorkommend auf die Thüre des Wohnzimmers und nahm dann schleunigst französischen Abschied. Eine halbe Minute später öffnete er das Gitterpförtchen des Gartens und entschwand gleich darauf den staunenden Blicken der

Bohnekamp'schen Familie, die ihn über den Kiesweg hatte schreiten sehen.

Der Amerikaner auf dem Flur folgte nicht sogleich der Aufforderung Alfred's. Er sann erst eine Weile über seinen Doppelgänger nach. Es schien ihm etwas nicht ganz richtig zu sein; er zog die Augenbrauen in die Höhe und pfiff leise die ersten Takte des Yankeedoodle vor sich hin, was manche Amerikaner in solchen Fällen zu thun pflegen. Dann klopfte er an.

5.

Unterdeß schritt Alfred rasch durch die Kemper Hauptstraße bis auf den Marktplatz, wo er in ein sehr stattliches Haus eintrat, das außerdem noch vor den benachbarten Honoratiorenhäusern durch ein kleines Emailleschild mit der Aufschrift: „Bürgermeisteramt" ausgezeichnet war. Er ging gleich links in eine Amtsstube, wo ein alter Schreiber mit großer Hornbrille saß und emsig schrieb. „Ist mein Onkel, der Bürgermeister und Justizrath Georgi zu Hause?" fragte er ohne Weiteres.

„Er ist zu Hause," antwortete der Schreiber, flüchtig von der Arbeit aufblickend und mit dem abgenagten Gänsekiel über die Schulter weg auf eine

Thüre im Hintergrunde des Zimmers deutend. „Er ist heute Mittag von Neuweiler zurückgekommen. Da Sie der Herr Neven sind, so spazieren Sie nur gefälligst hinein.“

Alfred trat hierauf in das Privatbureau Sr. Gestrengen.

Der Bürgermeister Georgi, ein kleiner dicker, höchst jovialer Mann mit großer Glatze, lag auf dem Sopha und studirte mit größter Aufmerksamkeit und unendlichem Interesse das Allerlangweiligste und Schlechtstilisirteste, was es nur geben kann, nämlich die neueste Nummer des Amtsblatts der Provinzialregierung.

„Da bin ich Onkel!“ sagte der Neffe, sich auf einen Sessel am Sophatisch niederlassend. — „War das eine Reise, Onkel! Was habe ich erlebt!“

„Herzensjunge!“ rief der Bürgermeister aufspringend und das Amtsblatt fortschleudernd. „Kommst Du endlich doch? Zwanzig Mal habe ich Dich eingeladen, und immer vergebens! Hatte schon ganz die Hoffnung aufgegeben, Dich in Rempe zu sehen! Saust in der ganzen Welt herum und kommt schließlich, ganz zuletzt zu seinem alten Onkel nach Rempe! Auf dem weitesten Wege wohl — über Amerika viel-

leicht? Da bist Du ja im vorigen Sommer gewesen, nicht wahr?"

„Ja," entgegnete Alfred lächend, „ich komme geradewegs aus Amerika. Das ist eine ganz merkwürdige Geschichte!"

„Wann sahen wir uns das letzte Mal? War's nicht vor drei Jahren in Schlangenbad? — Richtig, es war in Schlangenbad, wo ich zur Kur war, kurz vor meiner Versetzung nach Rempe."

„Willst Du denn diese Bürgermeisterei noch nicht bald aufgeben und Dir's auf Deine alten Tage bequem machen? Bei deinem großen Vermögen hast Du es wahrlich nicht nöthig, Onkel, Dich abzuplacken einer Bagatelle von Gehalt wegen für die Interessen dieser Kleinstadt."

„Das verstehst Du nicht, Faulpelz! Ich fühle einen unwiderstehlichen Thätigkeitstrieb in mir; ich muß immer etwas zu thun und auszurichten, zu befehlen und anzuordnen, zu vermitteln und beizulegen haben — sonst bin ich nicht glücklich! Die erste Pflicht des Staatsbürgers ist Arbeit —"

„Die reichen Müssiggänger sind auch sehr nützlich, meine ich; sie übernehmen die Rolle des Bezahlenden und machen dem armen Teufel, der arbeiten muß, um zu leben, keine Concurrenz, verschaffen ihm viel-

mehr seinen Unterhalt. Du hast es durchaus nicht nöthig, hier den Bürgermeister zu spielen; manchem armen Hungerleider von Beamten aber möchte Deine Stellung sehr convenable sein. So denke ich darüber, Onkel!"

„Deine Schlußfolgerungen sind schief, liebster Junge; gerade Leute von Vermögen, die repräsentiren können, sind für diese Aemter die Besten. Ich betrachte die hiesige Bürgermeisterei als ein mir übertragenes Ehrenamt und gebe mein ganzes Gehalt in die Armenkasse."

„Ja, Onkel, ich habe auch gar nichts dagegen einzuwenden, daß Du hier Bürgermeister bist — Gott behüte! Im Gegentheil, es ist mir aus Gründen ungemein lieb, daß die Hauptperson in Rempe mir so nahe verwandt ist. — Gib mir doch eine von Deinen guten Cigarren, Onkel; Du rauchst gewiß die hochfeinste Sorte in Rempe — bessere vielleicht noch als Herr Bohnekamp?"

„Nimm Dir aus der Kiste auf dem Pfeilerschrank: Upmann prima Sorte. — Kennst Du Herrn Bohnekamp?"

„O, sehr genau!"

„Das wußte ich nicht, Alfred. Er hat eine sehr hübsche Tochter."

„Das denk' ich!"

„Schade, daß sie einem Amerikaner versprochen ist, der jeden Tag kommen soll. Wie ist es mit Dir? Hast Du endlich eine Braut, Faulpelz?"

„Ja — und nein! Ich habe eine und ich habe doch wieder keine. Das ist eine ganz merkwürdige Geschichte, Onkel! Deine Cigarren sind übrigens gut."

Alfred hüllte sich in Rauchwolken. Das Rauchen schärft bekanntlich das Nachdenken und den Verstand. Er sann darüber nach, auf welche Weise er am besten seinem Onkel die Mystification mittheilen könne, welche ihm nunmehr von seinem Sitzpunkte in einem Bürgermeisteramt aus selber ziemlich verfänglich erschien.

„Also Du hast eine und hast doch wieder keine?" sagte der arglose Onkel. „Hm, hm, hm! Das ist ja merkwürdig!"

„Sehr merkwürdig!"

„Es wird wohl wieder so eine Liebschaft sein, wie Du deren gewiß ein Dutzend gehabt hast?"

„Zwei Dutzend, Onkel."

„Schelm Du! Aber wirklich, Alfred — ganz ernsthaft! — es wird wahrhaftig Zeit, daß Du eine Frau bekommst und solide wirst —"

„Das ist auch mein inniger Wunsch, Onkel."

„Es ist ein Skandal, daß Du mit Deinen zwanzigtausend Thalern Renten noch ohne Frau herumläufst! Als ich so alt war wie Du, da hatte ich schon lange geheirathet. Schau, Deine Tante ist todt seit nun fast vierzehn Jahren und Kinder habe ich nicht. Du bist mein Universalerbe und bekommst einst zu Deinen zwanzigtausend Thalern noch fünfzehntausend Thaler Renten zu — und noch hast Du keine Frau! Es ist ein Skandal, Alfred. Ich möchte wohl einen kleinen Neffen sehen, bevor ich sterbe."

„Ja, Onkel, dann mußt Du aber auch etwas dafür thun. Ich weiß wohl, Du bist ein geborener Diplomat, Vermittler, Unterhändler, ein großer Politikus. Höre meine Geschichte! Es handelt sich dabei für mich ganz einfach um Schande oder Ehre, um Leben oder Tod, um eine Braut oder ein Duell —"

„Gott im Himmel, Alfred!"

„Ja, Onkel, ich bin ein großer Spitzbube. Es thut mir sehr leid, aber es ist so."

„Herzensjunge! was hast Du denn nun wieder ausgefressen?"

„Ich bin schon seit vier Tagen hier, Herzensonkel. Ich kam am Pfingstmontag, als gerade Concert war im nordischen Löwen. Dort hörte ich, daß Du auf einer Thierschau seist in Dingsda —"

„In Neuweiler. Ich war mit im Comité.“

„Richtig! Das machte mich ganz traurig und melancholisch, denn es hatte mich doch nichts Anderes nach diesem langweiligen Rempe geführt, als die übergroße Sehnsucht nach Dir, mein Onkel. Furchtbar gelangweilt und niedergeschlagen ging ich dem Concert nach. Da gewahrte ich unter der Veranda des nordischen Löwen Helene Bohnekamp und verliebte mich sofort bis zum Verrücktwerden in diese strahlende Schönheit.“

„Aber das ist ja gewiß sehr zu entschuldigen, Alfred!“

„Höre weiter, Onkel. Ich belauschte ihr Gespräch mit einer Freundin und wurde dadurch in die Bohnekamp'schen Familienbeziehungen eingeweiht. Daß ein amerikanischer Bräutigam erwartet wurde, kam zu meiner Kenntniß, daß er durch eigene Dummheit sein Glück hinausschob, wurde mir bekannt, ich fand heimlicher Weise Gelegenheit, eine Photographie dieses Amerikaners zu sehen, der ziemlich ebenso aussieht, wie ich — und dessen Name zum Ueberfluß mit meinem Namen fast identisch ist. Alles dieses einerseits, die fürchterliche Langeweile und die erwachende Liebe andrerseits brachte mich auf den Gedanken —“

„Brachte Dich auf den Gedanken —?“

„Den Amerikaner zu spielen. — Ja, Onkel.“

„Furchtbarer Wagehals! Du hast es wirklich gethan?“

„Ja, mein lieber Onkel. Ich habe diese vier Tage als berechtigter und geliebter Bräutigam an der Seite der holden Helene im Bohnekamp'schen Hause verlebt und ich säße noch mitten drin im Glück, wenn nicht heute vor einer Viertelstunde dieser verwünschte wirkliche amerikanische Bräutigam angekommen wäre, vor dem ich natürlich Reißaus nahm, eben zur rechten Zeit noch. Nun ist dort natürlich das ganze Haus in Aufruhr. Helene liegt in Ohnmacht, der alte Bohnekamp geht umher wie ein brüllender Löwe, die Mutter zerrauft sich das Haar und der Amerikaner ladet seinen Revolver. Voilà tout!“

„Das ist ja eine ganz verfluchte Geschichte!“ schrie der Bürgermeister aufspringend.

„Ja, ich bin ein großer Spitzbube!“ seufzte Alfred reumüthig.

„Das ist wirklich zu toll!“

„O, mein Onkel, hilf mir!“

„Liebst Du sie denn wirklich?“

„Bei Gott im Himmel, mehr wie ich je ein Weib

geliebt! Und sie liebt mich auch, die Zuneigung ist durchaus gegenseitig. Wenn dieser Amerikaner nicht gutwillig zurücktreten will, so schieße ich mich mit ihm, und wenn ich als Sieger aus dem Kampf hervorgehe, so entführe ich Helene und fliehe mit ihr nach Montevideo, wo es sehr schön und sehr amüsant zu leben ist. — Nun weißt Du es, Onkel."

„Guter Alfred! was soll ich denn nun thun?"

„Du kennst die Bohnekamps?"

„Sehr gut. Ich bin mit Bohnekamp befreundet."

„Nun wohl! Du sollst hingehen, vermitteln, den Sturm beschwören, besänftigen, so daß ich mich wieder dort sehen lassen darf. Den Rest bringe ich dann schon selber in Ordnung."

„Und wenn der Amerikaner nun nicht zurücktreten will?"

„Er muß! — Geh, geh gleich, guter Onkel! Ich bleibe hier und rauche noch eine von Deinen Upmanns. Bis ich damit fertig bin, kommst Du gewiß mit guten Nachrichten zurück. Du bist ja ein geborener Diplomat, Onkelchen, durchaus geeignet, mit gemäßigter Beredtsamkeit in dieser heiklichen Sache zu interveniren. Geh, geh, bevor es zu spät wird!" —

So gedrängt von seinem verzweifelnden Neffen machte der gute Bürgermeister sich eilfertig auf den Weg nach der Bohnekamp'schen Villa, nachdem er noch vorher seiner Haushälterin befohlen hatte, eine Flasche von seinem besten Wein und einen guten Imbiß für Alfred zu besorgen. Dieser unglückliche junge Mann hatte sich auf das Sopha gelegt und begann aus lauter Verzweiflung das Amtsblatt zu lesen, worin gerade eine ältere Verfügung nachdrücklichst eingeschärft wurde, welche es bei strenger Strafe untersagte, einen fingirten Namen sich beizulegen.

Der Onkel blieb sehr lange weg, fast zwei Stunden. Alfred verrauchte in verzweifelter Stimmung in dieser Zeit fünf Upmanns und las sieben Mal mit furchtbarer Energie das Amtsblatt von Anfang bis zu Ende, namentlich aber sehr aufmerksam die beregte Verfügung, wobei er sich im Geheimen gratulirte, daß er davon nicht früher schon Kenntniß gehabt.

Endlich kam der Langersehnte mit raschen Schritten und sehr erhitztem Gesicht wieder zurück.

„Das war ein harter Kampf!“ rief er, „aber Du hast gewonnen, Alfred! Du kannst nun wieder hingehen, der Amerikaner streicht die Segel. Freilich, auf sehr ernste Gesichter kannst Du Dich

gefaßt machen, der alte Bohnekamp wird Dir scharf den Text lesen und Helene Dich schelten, wie Du es verdienst.“

„Wie ist das gekommen?“ fragte der auf einmal überglückliche Alfred ebenso erfreut, wie erstaunt.

„Der Amerikaner selbst verdarb durch sein zu amerikanisches Auftreten seine Sache. Du kannst Dir nicht denken, welchen Tumult und welche Bestürzung sein Erscheinen im Bohnekamp'schen Hause hervorrief. Er brachte seine Papiere bei, bewies seine Identität und Du warst entlarvt. Der alte Bohnekamp raste, die Mutter war außer sich, Helene schwamm in Thränen und fiel aus einer Ohnmacht in die andere. Der Amerikaner war der Einzige, der ganz kühl blieb, und als er einigermaßen klar in den Sachverhalt sah, sagte er ganz kaltblütig: „Well, ich sehe schon, daß Miß Helen mich nicht lieben. Well, werden ich treten zurück gegen ein Abstandsgeld von 25,000 Dollars —“

„Die kann er bekommen, Onkel!“

„Sei still und höre! Er bekommt gar nichts, Alfred. — Alle waren empört über diese echt amerikanische Unverschämtheit und Helene schrie, daß sie einen solchen Geldmenschen nicht heirathen wolle, nicht

für alle Schätze Californiens; daß sie überhaupt gar niemals heirathen wolle, nachdem sie so schrecklich betrogen worden sei. Um diese Zeit kam ich dazu und intervenirte zu Deinen Gunsten mit meiner „gemäßigten Beredtsamkeit". Es machte allerdings gleich einen guten Eindruck, als ich ihnen von Deiner respectablen Herkunft, Deiner nahen Verwandtschaft mit mir und der halben Million sprach, die Dein ist, und zu der eines Tages noch vier Tonnen Goldes kommen werden, wie ich zu bemerken nicht unterließ. Man sah es doch nachgerade ein, daß ein solcher Schwiegersohn nicht zu verachten sei, daß man es nicht gerade mit einem Schwindler zu thun gehabt, sondern nur mit einem verliebten Tollkopf. Kurz, man ist bereit, Dir zu verzeihen, und auch ich verzeihe Dir, Alfred, unter der Bedingung, daß dieser tolle Streich Dein letzter sei. Ein anderes Mal helfe ich Dir nicht heraus. Punktum!"

„Punktum! Es ist mein letzter toller Streich, verlasse Dich darauf, Herzensonkel! Du bist das ausgezeichnetste diplomatische Genie unserer Zeit. Ich weiß, daß Dein Knopfloch sich nach etwas Buntem sehnt. Ich werde Dir einen Orden verschaffen vom Herzog von Koburg, den ich als Schützenbruder kennen gelernt und der mir sehr zugethan ist. — Jetzt

zu Helene! Den Amerikaner werfe ich hinaus, wenn er sich nicht gutwillig fortmacht.“

„Er ist schon fort mit Extrapost. Mit der amerikanischen Freundschaft ist es für die Bohnekamps nun wohl aus. Erst stieß er schreckliche Drohungen gegen Dich aus und bemerkte, daß unter seinem Gepäck sich ein achtläufiger Revolver befinde. Auf diese verständliche Andeutung hin zog ich ihn in eine Ecke und erzählte ihm sehr ernst, daß Du ein furchtbar verwegener Mensch seist und erst im vorigen Sommer in Baden-Baden zwei französische Offiziere im Duell getödtet hättest. Er wurde ganz bleich, als er dieses zweckdienliche Märchen vernahm; offenbar gebrach es ihm doch an Muth. Nun ist er fort und Du bist wieder Hahn im Korb.“

„Auf! Zu ihr! Komm mit, mein Herzensonkel; Du mußt Dich doch weiden an dem höchsten Triumph Deiner diplomatischen Geschicklichkeit! Komm, komm sofort! — —“

Zehn Minuten später lag Alfred, um Vergebung flehend, zu Helenen's Füßen — und wie diese jungen Damen nun einmal sind, so herzensgut, so lieb! — sie vergab ihm auch.

Zu gleicher Zeit aber besprach der gute Onkel Bürgermeister mit dem besänftigten Herrn Bohnekamp

das Geschäftliche, was neben einer Fülle von Liebe und Lustbarkeiten einer Heirath zwischen zwei schwerreichen Verliebten in der Regel voraufzugehen hat.

Da dieses Geschäftliche aber von geringerem Interesse ist, so behelligen wir die geneigte Leserin nicht damit, sondern machen ein fröhliches

Ende.

Die Kornblumenblauen.

Die großen Schlachten waren geschlagen, glänzende Siege erfochten und der Jubel hallte durch Deutschland. Man illuminirte die Fenster und die Köpfe, man veranstaltete Festessen, man hielt Reden und brachte Toaste aus auf die heldenmüthige Armee, deren Tapferkeit und Kaltblütigkeit Jedermann imponirte, der zu Hause hinter dem warmen Ofen die märchenhafte Kunde von den großen Kriegsthaten in den Zeitungen las.

Man dachte auch an die Verwundeten und stellte mit bestem Erfolg Sammlungen an, und es gab sogar Millionäre, die so tief in die Taschen griffen, daß die enthusiasmirte Presse darüber in Extase gerieth und die Opferfreudigkeit der Hamburger, Bremenser und Berliner Börsenmatadore der ganzen Welt und jedem armen Teufel zur Nachahmung empfahl.

Eine rege Geschäftigkeit hatte sich der Damenwelt bemächtigt. Da gab es Frauenvereine aller Art, Comités und Subcomités, Debatten, Discussionen und Berathschlagungen. Man sah junge Damen von Adel mit gedankenvollen Stirnen auf der Straße gehen, bisweilen mit kleinen Mappen unter dem Arme, aus denen wohl hin und wieder ein Bleistift vorwitzig hervorguckte. Die Zeitungen munkelten Anfangs von einem großen Bazar und brachten endlich als Berichtigung die Nachricht, daß eine großartige Verloosung im Werke sei zum Besten der Verwundeten und Invaliden. Gleichzeitig erschien ein von sehr vornehmen und sehr hochgestellten Damen unterzeichneter Aufruf an alle Frauen und Jungfrauen der Provinz, der die Aufforderung enthielt, an diesem guten Werke mitzuarbeiten und Gegenstände des Privatfleißes und überhaupt Alles, was man wollte, einzuschicken zur Verloosung.

Dieser Aufruf hatte einen ungeheuren Erfolg. Die Industrie- und Modeartikelgeschäfte machten in den nächsten acht Tagen einen enormen Umsatz, farbige Wolle, Perlen, Stramin und alle die tausend anderen Artikel, die zu einem Sophakissen, einem paar Morgenschuhen, einer Schlummerrolle oder einem paar Pulswärmer gehören, gingen so reißend ab,

daß eine höhere Preisnotirung die unausbleibliche Folge war.

In der Annenstraße steht ein hübsches Haus, welches dem Oberzollcontroleur Hartmann gehört. Als Papa Hartmann seinen Töchtern Tony und Betty am Abend des 2. Januar 1871 den erwähnten Aufruf vorlas, sahen sich die beiden jungen Damen so ernst und vielsagend an, daß der Oberzollcontroleur sogleich daraus entnehmen konnte, was der nächste Morgen unausweichlich bringen werde, nämlich das inständige Flehen um einige Thaler klein Geld.

Tony und Betty waren die reizendsten kleinen Lockenköpfe, die man nur sehen konnte. Erstere zählte sechszehn, letztere siebenzehn Frühlinge, Tony war aschblond und Betty kastanienbraun. Beide besaßen so viel Verstand, daß man wirklich nicht entscheiden konnte, welche von Beiden die Klügere sei. Die reizendste Eintracht herrschte zwischen ihnen und der reinste Communismus. Alles war gemeinschaftlich: Klavier und Nähtischchen, Tanzalbum und Kochbuch.

Sie besaßen drei Fingerhüte, einen von Elfenbein, einen von Neusilber und einen von wirklichem und wahrhaftigem Silber, welch' letzterer noch dazu inwendig vergoldet war. Für diesen kostbaren, echt

silbernen Fingerhut hegten Beide eine große Vorliebe und die Verzweiflung war groß, wenn er einmal zufällig nicht zu finden war.

Da gab es gegenseitig einige kleine Vorwürfe. „Wer hat nun wieder den Fingerhut weggeworfen?“ — „Ich ganz gewiß nicht!“ — „Man kann doch nie finden, was man braucht!“ — Wenn man Alles nur wieder an seinen gewöhnlichen und ordentlichen Platz legte, dann fände man es schon!“ — „Ich thue das auch! aber eine Gewisse, die ich nicht nennen will, die scheint es nicht zu thun.“ — „Wie? — „Ja!“ — „Das ist wirklich sehr gut!“ —

Endlich vereinigt man sich zu dem, was unter solchen Umständen als das Zweckmäßigste scheint. Man macht sich mit furchtbarer Energie an das Aufsuchen des verlorenen Juwels und gibt sich feierlich das Wort, daß man nicht eher ruhen und rasten will, bis man es wieder zur Stelle geschafft. Mit Hilfe von glücklichen Zufälligkeiten wird der Fingerhut endlich in irgend einem ganz unmöglichen Winkel entdeckt und mit Triumph an's Tageslicht geschleppt. Man zerbricht sich noch eine Weile den Kopf darüber, wie er gerade da — aber gerade da hingerathen konnte und beruhigt sich erst, nachdem man alle nur denkbaren Hypothesen aufgestellt und wieder verworfen

acht. Am nächsten Tage aber geht es dann mit der kleinen Stickscheere ebenso. —

Noch am nämlichen Abend fand über den Aufruf eine geheime Berathung zwischen den Lockenköpfen statt.

„Es ist klar, wir müssen etwas stiften," sagte Tony.

„Aber was?"

„Etwas Nützliches."

„Und nicht zu kostbar!"

„Wie viel Vermögen haben wir noch? Betty, Du hast die Kasse in Verwahrung. Du mußt wissen, wie reich wir sind."

„Wir haben nur siebenzehn Silbergroschen. Gestern hatten wir achtzehn. Du hast einen Silbergroschen von mir verlangt und auch bekommen."

„Für ein Schuhband."

„Mir scheint, Du vergeudest ein furchtbares Geld für Schuhbänder."

„Es ist das erste in diesem Jahr!"

„Am Neujahrstag sich ein Schuhband zu kaufen! Es ist hübsch! Du hast das Jahr wirklich gut angefangen, Tony."

„Laß uns nun einmal von den Schuhbändern abbrechen und von Schuhen sprechen! Wir müssen

also etwas stiften. Ich stimme für ein paar Morgenschuhe!"

„Ja, ich auch."

„Ich mache den linken und Du machst den rechten."

„Gut."

„Welche Farbe aber?"

„Grün."

„Nein, blau!"

„Ich stimme ganz entschieden für Grün!"

„Und ich stimme ganz entschieden für Blau!"

„Weshalb, wenn ich so fragen darf?"

„Blau ist der Himmel."

„Beste Tony! und ist Grün denn vielleicht die Hölle?"

„Das will ich durchaus nicht damit behaupten!"

„Das Einfachste ist, Du machst Deinen Schuh blau und ich mache meinen Schuh grün."

„Dann machen wir uns mit unseren Morgenschuhen ganz bestimmt lächerlich."

„Nun gut, ich will auch noch diesmal nachgeben! Ich bin ja immer die Nachgiebige! Am Ende ist es auch gleichgiltig, da ich die Schuhe doch nicht selber haben soll. Aber wenn es denn blau sein muß, so soll es kornblumenblau sein!"

„Ja," sagte Tony, ganz vergnügt darüber, daß sie ihre Farbe durchgesetzt hatte, „kornblumenblau ist sehr hübsch. Unsere Morgenschuhe werden einen himmlischen Effect machen!"

„Namentlich durch die goldenen Phantasieblumen, die wir darauf sticken werden."

„Ich schlage Sonne, Mond und Sterne vor. Bedenke doch, Betty, welchen Effect müßten diese glänzenden Planeten und andere Himmelskörper auf dem tiefblauen Grunde machen!"

„Der Gedanke ist genial!"

„O, meine Gedanken sind alle genial!"

„Du hast wirklich Ideen, Tony. Der Gedanke ist so außerordentlich erhaben und kühn, daß er mich förmlich überwältigt. Ja, ich stimme auch für Sonne, Mond und Sterne!"

„Nun, da siehst Du, wozu die blaue Farbe gut ist! Auf grüne Morgenschuhe hätten wir höchstens einen Blumengarten sticken können."

„Das stimmt, Tony. — Wir haben noch einen kleinen Vorrath von Silber- und Goldperlen, aber jedenfalls nicht genug. Wir brauchen also Geld."

„Wir müssen auch Loose kaufen."

„Zwei Thaler müssen wir wenigstens haben."

„Nein, so viel brauchen wir nicht."

„Doch, Tony! Wir wollen für gemeinschaftliche Rechnung fünf Loose kaufen, à sechs Groschen, macht einen Thaler.“

„Aber was wir sonst kaufen müssen, für die Morgenschuhe meine ich, kann unmöglich einen Thaler kosten!“

„Wir müssen auch Geld übrig haben für unvorhergesehene Ausgaben, die immer mit dergleichen Unternehmungen verknüpft sind.“

„Also zwei Thaler. Es ist grausam viel Geld, aber man muß es nicht darauf ansehen, denn es ist ja für einen guten Zweck.“ —

Nachdem die Lockenköpfe soweit die wichtige Angelegenheit geordnet hatten, überließen sie sich dem Schlummer und träumten die ganze Nacht von kornblumenblauen Morgenschuhen, auf denen das ganze Firmament glänzte in strahlendster Pracht.

Am anderen Morgen wurde der Papa Obercontroleur um zwei Thaler angegangen, mit denen er auch bereitwillig herausrückte.

Nun besorgten die beiden jungen Damen ihre Einkäufe und machten sich dann mit solchem Eifer an die Arbeit, daß vor Ablauf von vierzehn Tagen die Morgenschuhe fix und fertig waren. Niemals früher und niemals später hat die Weltgeschichte wie=

der so prächtige Morgenschuhe gesehen; sie hätten eigentlich epochemachend sein müssen in der Geschichte dieser Art von Fußbekleidung. Auf kornblumenblauem Grunde sah man ein silbernes Sternennetz, in dessen Mitte eine prachtvolle goldene Sonne ihre Strahlen warf, während zwölf mattgoldene Halbmonde sehr geschmackvolle, wenn auch astronomisch nicht ganz correcte Verzierungen bildeten. Die zierlichsten Arabesken, die man für Kometen ansehen konnte und die aus ganz dünnen, rothgoldigen Fäden bestanden, schlängelten sich so sinnreich durch das Ganze, daß kein menschliches Auge, selbst wenn es mit einem Fernrohr bewaffnet war, ihren Anfang und ihr Ende entdecken konnte.

Das Gerücht von diesen märchenhaften Morgenschuhen verbreitete sich blitzesschnell und alle jungen Damen des Stadtviertels statteten bei Tony und Betty Visiten ab, um das Wunderwerk zu sehen.

Als dies vorbei war, wurden die Morgenschuhe in ein Papier sauber eingeschlagen und an das nächste Subcomité geschickt, wo man sie mit verbindlichstem Danke in Empfang nahm.

Von jetzt ab hatte Alles, was in den Zeitungen stand über die bevorstehende Verloosung und Ausstellung — denn daß die eingesandten Gegenstände

öffentlich ausgestellt werden sollten, war mittlerweile bekannt geworden — das größte Interesse für Tony und Betty. Sie studirten mit standhafter Aufmerksamkeit jede Bekanntmachung des Vereins und jede Aeußerung der Presse über die wahrhaft erstaunliche Thätigkeit desselben. Durch ihre Morgenschuhe befanden sie sich ja im engsten Connex mit der ganzen Unternehmung, deren Gedeihen sie dadurch nach besten Kräften befördert hatten. Als Anfang März ein längerer Bericht in der Zeitung erschien, der Mittheilungen über die Vereinsthätigkeit und eine Aufzählung der kostbarsten eingesandten Gegenstände enthielt, suchten sie mit fliegendem Athem nach ihren Morgenschuhen. Und sie fanden sie — freilich nur in Bausch und Bogen genannt mit anderen, denn da paradirten circa dreihundert Sophakissen, ungefähr vierhundert Schlummerrollen und etwa fünfhundert paar Morgenschuhe. Darunter mußten die kornblumenblauen doch auch sein!

„Fünfhundert Paar Morgenschuhe!" rief Betty ganz niedergeschlagen.

„Aber nur *ein Paar* mit Sonne, Mond und Sternen!" jubelte die lustige Tony. „Ich wette mit Dir um zwei Silbergroschen, Betty, daß unsere Morgenschuhe einzig sind! Was wäre aus uns geworden

wenn wir eine andere Farbe gewählt hätten? Es sind gewiß hundert Paar grüne Morgenschuhe da mit Rosen und Vergißmeinnicht!"

„Nun, kornblumenblaue können doch auch reich vertreten sein!"

„Ja, aber nicht mit Sonne, Mond und Sternen! Es ist eine Erfindung, welche ich gemacht habe und auf die ich sehr stolz bin!"

„Und worauf Du sogar ein Patent verlangen kannst!" sagte lachend der Papa, der dabei saß. —

Mitte März meldeten die Zeitungen von den Vorbereitungen zur Ausstellung, welche in den großen Sälen des Rathhauses stattfinden sollte. Mit gewohnter Liberalität hatten die Väter der Stadt Säle und Sitzungszimmer zur Verfügung gestellt. Großmüthig, wie sie, mit alleiniger Ausnahme in Betreff der Communalsteuern, immer gewesen sind, wollten sie sich für die Dauer der Ausstellung mit ein paar großen Bodenkammern behelfen, was auch, ohne die Würde der Stadtvertretung zu schädigen, recht gut geschehen konnte.

Die besten Decorateure hatten bereitwilligst die Ausschmückung der Säle übernommen und in allen Treibhäusern der Stadt hatte man Requisitionen ge=

macht, um Blumen und Bäumchen aller Art zu leihen zur Verschönerung des Totaleindrucks.

Endlich fand an einem Sonntag-Nachmittag um vier Uhr die Eröffnung statt und eine ungeheure Menschenmenge pilgerte nach dem Marktplatz, wo das alte ehrwürdige Rathhaus sich erhebt.

Tony und Betty hatten sich in ihren besten Staat geworfen, ihr ganzes Vermögen, welches aus einem Thaler und neun Silbergroschen bestand, zu sich gesteckt und sich ebenfalls auf den Weg gemacht.

Man stieg die breite Treppe hinauf und kam auf den großen Flur, wo vor der Eingangsthüre zum Saal ein weiblicher dienstbbarer Geist von den Besuchern alle Spazierstöcke und Regenschirme in Empfang nahm und sie mit nummerirten Marken behing.

Dann fuhr man sich einmal mit der Hand durch die Haare, die Damen besserten hier und da mit einem kleinen Handgriff ihre Toilette ein wenig auf, und hätten gern in einen Spiegel geschaut, wenn einer dagewesen wäre, und sodann trat man ehrfurchtsvoll ein.

Der erste Eindruck war so überwältigend und sinnebestrickend, daß man, von ihm betäubt, fast gar nicht die Kasse bemerkte, welche sich gleich rechts in einer Art Phantasielaube befand. Indessen er-

innerte ein zwar sanft, aber doch sehr entschieden klingendes: „Bitte!“ den Pflichtvergessenen an seine Schuldigkeit und daran, daß es nichts umsonst in der Welt gibt. Zwei Silbergroschen mußten unter allen Umständen als Entrée gezahlt werden, indessen konnte man auch 10 Louisdor geben, sofern man sie hatte, denn der Wohlthätigkeit waren durchaus keine Schranken gesetzt.

Die Kasse schien ein sehr wichtiger und verantwortlicher Posten zu sein, denn es befanden sich da nicht weniger als vier oder fünf Damen, alle mit sehr vornehmen Gesichtern, alle wahrscheinlich von hohem Adel oder Gemahlinnen von hohen Würdenträgern im Staat. Höchst wahrscheinlich waren sie die eigentlichen Gründerinnen und Leiterinnen des Ganzen und es machte ihnen jetzt ohne Zweifel viel Vergnügen, höchst eigenhändig den eigentlichen Triumph ihrer Anstrengungen einzukassiren, nämlich das Geld. Eine hübsche Anzahl Thaler schwamm da schon in dem Meere von Kleingeld in den verschiedenen Tellern vor ihnen und auch ein einsamer Louisdor war zu sehen, der sich nach einigen Kameraden zu sehnen schien. Olympische vornehme Ruhe lagerte auf den Gesichtern dieser Kassendamen und man fühlte sich unwillkürlich gedemüthigt, wenn man vor

ihnen stand mit dem Portemonnaie in der Hand. Man empfand es tief, daß Einem eine unverdiente Gnade dadurch erwiesen wurde, daß man die Erlaubniß bekam, ein Fünfsilbergroschenstück auf den Teller zu legen.

Als Tony und Betty an den Zahltisch traten, wurde Letztere, welche, wie gewöhnlich, das gemeinschaftliche Vermögen zu verwalten hatte, durch die dort thronende Vornehmheit und Majestät so geblendet, daß sie in ihrer Befangenheit gar nicht bedachte, daß die Wohlthätigkeit keine Schranken habe. Sie zählte vier Groschen für sich und ihre Schwester auf; vielleicht wagte sie es nicht, so vornehmen Persönlichkeiten mehr zu geben, als die Gebühr betrug. Es gibt Menschen, denen Niemand ein Almosen zu bieten wagen wird, obgleich man weiß, daß sie im tiefsten Elende sind Hier ist die Festigkeit des Charakters, der eigensinnige Stolz das Hinderniß. Ebenso können aber auch Vornehmheit, Adelstolz und Reichthum, wenn sie auf die Einkassirung von Almosen für einen guten Zweck ausgehen, bei geringen Leuten eine Schlappe erleiden, weil diese viel nicht geben können, wenig aber nicht zu geben wagen, so imponirenden Wohlthätigkeitsaposteln gegenüber. — Die unverzagtere Tony suchte durch einen kleinen Stoß mit dem Ellbogen ihrer

Schwester bemerklich zu machen, daß sie zu knauserig sei, allein es war schon zu spät. Es ging auch so ganz gut. Sie waren Beide so jugendfrisch und hübsch, und in ihrer Befangenheit so lieblich, daß sogar die Hauptkassendame ein menschliches Rühren empfand und sie mit einem huldvollen Lächeln entließ.

Die Aufstellung der vierzigtausend Gegenstände war ebenso sinnreich, wie geschmackvoll. Es war eine Art Labyrinth, in dem man sich nicht verirren konnte. Man wandelte da hinauf, machte am Ende des langen Tisches eine Schwenkung nach links und marschirte auf der andern Seite hinunter, wo man schließlich Rechtsum machte und dann wieder einen neuen Gang hinabschritt. So ging es noch vier oder fünf Mal und dann befand man sich an der Ausgangsthüre des ersten Saales. Die Tische waren alle mit Etageren versehen, die so hoch waren, daß man kaum über sie wegsehen konnte. Unten durchkriechen konnte man auch nicht, denn da befanden sich Sicherheitsleisten. Man sah sich also durchaus gezwungen, in dem vorgeschriebenen Geleis zu bleiben.

Der Rathhaussaal ist sehr groß und sehr hoch. An den Wänden waren bis zur Decke hinauf die prachtvollsten Teppiche aufgehängt. Gemälde hingen da auch in Masse, selbstverständlich unter den Teppichen,

damit man sie besser sehen konnte. An der der Eingangsthüre gegenüber befindlichen Wand hatte man die eigentlichen Kostbarkeiten der Ausstellung aufgehäuft. Hier schritt man in einem Palmenhain, der nicht nur aus Palmen, sondern auch aus anderen Treibhausbäumchen bestand. Blendend weiß leuchteten die herrlichsten Sculpturen aus dem dunklen Grün. Da sah man Blumentische mit Malachitvasen, in großen Bouquets künstliche Blumen, die nach Eau de Cologne dufteten, und natürliche Blumen, die so lieblich dufteten, daß man in den Rosen- und Jasmingärten von Schiras zu wandeln glaubte. Da sah man eine Waffentrophäe aus Chassepotgewehren und französischen Offiziersdegen und Pistolen, welche Kriegsbeute ein dem Frauenverein wohlgesinnter Generalfeldmarschall zur Verloosung eingesandt, was er auch leicht hatte thun können, da ihn die ganze Geschichte doch nichts gekostet hatte.

Die Sicherheitsmannschaft im Saale war die reizendste von der Welt; sie bestand aus lauter jungen aristokratischen Damen, die in den gewähltesten Toiletten sich präsentirten und von zwanzig zu zwanzig Schritten in den Gängen aufgestellt waren. Jede hielt fächerartig eine Menge Loose in der Hand, welche sie beauftragt waren, den Vorübergehenden

aufzuhängen, was denn die Folge hatte, daß Besucher von Distinction mit unglaublicher Geschwindigkeit von ihrem Silber erleichert wurden. Leute in schlechten Röcken liefen auf der Ausstellungspromenade weniger Gefahr, weil die jungen Damen sich nicht recht an sie getrauten, und ein socialdemokratisches Gesicht oder ein ungewaschener Hemdkragen konnte sich in vollständiger Sicherheit wiegen, denn er wurde keines Blickes, keines Schmeichelwortes und keiner Loose gewürdigt. Wenn diese jungen Damen aber selber mit zu den Verloosungsgegenständen gehört hätten, so würden die Loose einen noch ungleich reißenderen Abgang gefunden haben, davon bin ich völlig überzeugt.

Interessant war es, zu beobachten, wie sich die verschiedenen Besucher benahmen.

Da gab es Leute, die in zehn Minuten mit der ganzen Besichtigung fertig waren. Sie stürmten mit der Geschwindigkeit eines Eisenbahnzuges durch sämmtliche Gänge in sämmtlichen Sälen, schleuderten zehn Blicke nach rechts und links, erfaßten mit jedem ungefähr viertausend Gegenstände und erholten sich von dem bunten kaleidoskopbildähnlichen Eindruck erst, wenn sie die letzte Ausgangsthüre passirt hatten und wieder auf dem Flur angekommen waren. Gewöhn=

lich rasten sie dann gleich die Treppe hinunter und geradewegs in den Rathsweinkeller hinein.

Da gab es Andere, die gleich vor dem ersten Gegenstand, der ihnen in die Augen fiel, wie versteinert standen und sich gar nicht davon trennen konnten. Mit einer so kritischen Genauigkeit musterten sie diesen ersten Gegenstand, daß ihnen vor lauter Anstrengung der Denkkraft der Schweiß auf die Stirne trat. Man konnte mit mathematischer Sicherheit berechnen, daß diese Leute ungefähr einen Monat brauchen würden, um mit der ganzen Ausstellung auf diese Weise fertig zu werden.

Es gab Leute, die an den herrlichsten Meisterwerken der Kunst und Industrie wie fühllose Tölpel vorübergingen, dagegen mit Entzücken verweilten vor irgend einem Unsinn, z. B. einem Dilettantenbildchen in kostbarem Barockrahmen. Man sah Besucher, die über Alles die Nase rümpften, und Andere, die Alles ohne Ausnahme superbe fanden. Einige behaupteten, daß das Arrangement gar nicht besser hätte sein können, Andere meinten, daß man es ganz anders hätte einrichten müssen. Manche versicherten entzückt, sie hätten so etwas in ihrem ganzen Leben noch nicht gesehen, und andererseits gab es blasirte Gemüther, welche die ganze Ausstellung geringschätzig belächelten,

als sei sie die allerunbedeutendste Bagatellgeschichte von der Welt.

Tony und Betty, von Natur bescheiden und dankbar für alles Gute, betrachteten mit der angestrengtesten Aufmerksamkeit Alles, was sich ihren Blicken darbot. Sie bewunderten sehr viel und bekrittelten sehr wenig; in ihrem Innersten lebte allmächtig der Gedanke, daß es das größte Vergnügen von der Welt sei, unter solchen Herrlichkeiten einherzuwandeln. Für ihren Thaler hatten sie fünf Loose gekauft, welche Betty so in der Hand hielt, daß Jedermann sich davon überzeugen konnte, sie hätten der Anforderung an den Patriotismus vollständig Genüge geleistet.

Eine einzige Sorge aber quälte sie. Sie konnten ihre „Kornblumenblauen mit dem flammenden Firmament" nicht finden. So sehr sie allerwärts auch nach ihnen ausgelugt, noch hatten sie keinen Schimmer von ihnen entdeckt. Das war wirklich im höchsten Grade beunruhigend!

Sie waren an der Ausgangsthüre des ersten Saales angelangt und traten in ein nicht sehr großes Zimmer, in welchem unter Laubgebüschen ein Büffet ganz allerliebst sich präsentirte. Zwei junge, reizende Comtessen mit großen weißen Schürzen führten das

Regiment. Die Eine, welche hinter einer großen Bowle und einer Anzahl kleiner Krystallgläser stand und einen massiven silbernen Schenklöffel als Scepter besaß, war im Besitze des Departements der Limonade, die Andere, welche über eine Menge kleiner und großer Teller und über ein blitzendes Messer verfügte, hatte das Kuchendepartement.

Tony und Betty hatten schon von anderen jungen Damen ihrer Bekanntschaft die übernatürlichsten Beschreibungen von dieser Limonade und diesem Kuchen erhalten. Die Limonade sollte von einer ganz unglaublichen Lieblichkeit sein, und dem Kuchen wurde nachgesagt, daß eine sehr vornehme Dame ihn höchst eigenhändig gebacken habe, und daß er eben deshalb von einem ganz besonderen Wohlgeschmack sei. Diese Erzählungen hatten ihren Eindruck nicht verfehlt. Tony, als große Kuchenfreundin, wollte durchaus ein Stück von dem vornehmen Kuchen bekommen.

Als die beiden Lockenköpfe in dem Büffetzimmer angekommen waren, blieben sie erst eine Weile im Hintergrunde stehen, um die Sitten und Gewohnheiten des märchenhaften Ortes zu studiren. Ein sehr vornehm aussehender Herr, der sogar möglicherweise ein Regierungspräsident sein konnte, hatte sich eben ein Gläschen Limonade erbeten. Es wurde ihm

sogleich mit einer wahrhaft bezaubernden Grazie von der anmuthigen Bowlenprinzessin gereicht. Er trank es in einem Zuge leer und legte dann einen ganz neuen blitzenden Thaler hin, den die Bowlenprinzessin sofort in eine hübsche Kassette warf. Die Kuchenprinzessin hatte unterdessen ein Stückchen Kuchen — etwa so groß wie eine kleine Visitenkarte — auf ein Tellerchen gelegt, und präsentirte nun das Ganze mit dem verführerischesten Lächeln von der Welt dem schwarzbefrackten und brillantbesternten Herrn. Der hohe Staatsbeamte fiel auch sofort rettungslos in die gelegte Schlinge. Er verzehrte das Stückchen Kuchen sehr vergnüglich und legte dann auch für diesen Genuß einen blitzenden Thaler hin, den die Kuchenprinzessin sofort in eine andere hübsche Kassette warf. Darauf sagte der thaler- und würdenreiche Herr noch einige Liebenswürdigkeiten, die mit ähnlicher Scheidemünze erwidert wurden, und dann ging er fort.

Tony und Betty hatten höchlich erstaunt diese Vorgänge mit angesehen, welche ihnen merkliches Herzklopfen verursachten. Was sollte aus ihnen werden? Sie besaßen nur noch ein Fünfsilbergroschenstück!

Endlich flüsterte Tony, welche von einer unwiderstehlichen Sehnsucht nach dem vornehmen Kuchen gepeinigt wurde, ihrer Schwester zu, daß sie auf jede

Gefahr hin den Versuch wagen wolle, für fünf Silbergroschen ein Stückchen zu bekommen.

„Und wenn es auch nur so groß ausfällt, wie ein halber Silbergroschen," sagte sie leise, aber sehr energisch, „haben muß ich ein Stück! Diese Kuchencomtesse sieht auch gar nicht so furchtbar aus; ich glaube, sie ist gut. Das Schlimmste, was sie mir thun kann, ist doch nur, daß sie Nein sagt! — Betty, gib mir auch die Loose, damit ich beweisen kann, daß wir unser Geld dafür ausgegeben haben."

Gleich darauf marschirte der unverzagte aschblonde Lockenkopf, in der einen Hand die fünf Loose und in der anderen das Fünfsilbergroschenstück haltend, auf das Büffet zu und wandte sich direkt an die Kuchenprinzessin.

„Ich möchte gerne ein Stückchen Kuchen haben," sagte Tony treuherzig; „aber ich habe nur noch ein Fünfsilbergroschenstück. Könnte ich dafür nicht ein ganz kleines Stückchen bekommen? All mein übriges Geld habe ich für Loose ausgegeben — sehen Sie, für diese Loose!"

Diese kleine Rede machte gleich einen sehr guten Eindruck.

„Sie können sogar zwei Stücke bekommen," lis-

pelte die Kuchenprinzessin mit holdseligster Freundlichkeit. „Ein Stück soll für Sie und ein anderes für Ihre Schwester sein. Die Dame da hinten ist doch Ihre Schwester?“

„Ja,“ sagte Tony, „meine Schwester Betty.“

„Und wie heißen Sie denn?“

„Ich heiße Antonie Hartmann. Mein Vater ist Obercontroleur beim Zoll.“

„Ich heiße auch Antonie,“ sagte die Kuchencomtesse, welche ein inniges Vergnügen empfand, als Tony so freimüthig über ihre Familienverhältnisse Bescheid gab, und fragte dann weiter: „Ist Ihre Frau Mutter vielleicht auch mit Ihnen?“

„Nein.“

„Sie ist doch hoffentlich wohl?“

„Meine Mutter ist im Himmel,“ sagte Tony leise mit sehr ernstem Blick.

„Ach!“ rief die Kuchencomtesse seufzend, „meine Mama ist auch im Himmel!“

Tony seufzte aus Mitgefühl ebenfalls.

„Aber ich habe jetzt schon wieder eine andere Mama,“ fuhr die Kuchencomtesse fort. „Und im Kriege habe ich einen Bruder, der ist Secondelieutenant und befindet sich augenblicklich in Versailles.“

Der aschblonde Lockenkopf schaute ehrfurchtsvoll die junge vornehme Dame an, die einen Bruder im Kriege hatte, der sich in Versailles befand, und der sogar schon Secondelieutenant war, aus dem also noch alles Mögliche werden konnte.

„O, Sie müssen auch von unserer Limonade probiren!" rief die Andere jetzt. — „Adele!"

„Aber geht das auch so?" fragte Tony besorglich, indem sie mit dem Finger auf das Fünfsilbergroschenstück tippte.

„Das geht sehr gut so!" versicherte die Comtesse. „O, das macht gar nichts! Wir haben hier gar keine festen Preise. — Adele, bitte! zwei Gläser Limonade für die beiden Fräulein Hartmann!"

Die Limonadenprinzessin nickte sehr gnädig und fuhr sogleich mit dem Schenklöffel in die Bowle.

„Rufen Sie doch Ihre Schwester her!"

„Betty!" rief Tony ganz laut, „komm geschwind! Wir sollen Limonade haben!"

Betty trat ganz erstaunt näher, im Stillen mit sich uneins, was sie mehr bewundern solle, ob Tony's Unverschämtheit oder die Huld der Comtesse.

Dann erkundigte Tony sich voll Interesse darnach, ob das Limonaden- und Kuchengeschäft gut ginge? Die Comtesse versicherte, daß sie sich nicht beklagen

könnten, das Geld ginge ganz gut ein. Dabei rasselte sie mit ihrer hübschen Kassette, daß die Geldstücke lustig klingelten. Sie fügte hinzu, daß es unglaublich reizend sei, vom Morgen bis zum Abend Kuchen verkaufen zu dürfen. Vierzehn Tage sollte die Herrlichkeit nur dauern; es thäte ihr aber sehr leid, daß das Geschäft nicht vierzehn Jahre so fortbestehen könnte. Tony stimmte dieser Meinung in allen Stücken bei und äußerte, daß sie selber, nächst dem Kuchenessen, stets das Kuchenverkaufen für die größte Glückseligkeit des menschlichen Lebens gehalten habe, und für die angenehmste und interessanteste Beschäftigung.

Als sie ihren Kuchen endlich verspeist hatten, nippten sie den Rest der Limonade aus, bedankten sich gar schön und nahmen Abschied, um in den zweiten Saal zu gehen.

Hier waren weniger Kunst- und Phantasiegegenstände zu sehen, als vielmehr nützliche Erzeugnisse der Industrie zur Veredelung der Hauswirthschaft. Das schimmerte und blitzte und strahlte nicht so, aber es hatte Alles einen solideren Anstrich. Man sah Nähmaschinen und Spinnräder, Brodschneidemaschinen und Garnwinden. Was man irgend in Küche und Keller und Speisekammer gebrauchen konnte, war da zu sehen, mit Ausnahme der eigentlichen Lebensmittel.

Ein Schinken z. B., der doch ein recht anziehender Gegenstand ist, tauchte nirgends auf. Eine Erbswurst war jedoch vorhanden, welche Jemand eingesandt hatte als besondere Rarität. Eine Legion von Sophakissen, Schlummerrollen und Morgenschuhen füllte beinahe die Hälfte des Saales aus, und Tony und Betty, welche nun in das rechte Fahrwasser gerathen waren, lugten scharf aus. Ihre Parole war: „Kornblumenblau mit Gold!"

Ja, da lagen ihre schimmernden Morgenschuhe in der Mitte der Reihe, und schönere sah man unter der ganzen Menge nicht! Die buntesten Blumen und die zierlichsten Arabesken und Dessins waren da überall vertreten, aber als einzig in ihrer Art schimmerten die Kornblumenblauen mit dem Himmelsfirmament. Jedermann, der sie ansah, konnte sicherlich alle die übrigen nur mustern mit einem Blicke voller Verachtung.

„Nein, dieses Comité!" rief Tony erzürnt, „warum hat es nicht unsere Morgenschuhe in dem großen Saal ausgestellt? Platz war noch genug da! Ich habe große Lust, sie hineinzutragen, um sie auf den wunderhübschen Blumentisch zu stellen — weißt Du, wo die kostbare Malachitvase darauf steht! Da könnten sie noch ganz gut Platz finden und der Effect würde feenhaft sein!"

Vorwitzig streckte sie schon die Hand aus, aber ihre Schwester hielt sie zurück.

„Tony!“ rief Betty erschrocken, „willst Du Dich mit aller Gewalt für Dein ganzes Leben unglücklich machen? Siehst Du nicht das Plakat, worauf steht, daß man die Sachen nicht berühren darf?“

„Ich werde doch wohl meine eigenen Morgenschuhe anrühren dürfen!“

„Wenn Du es thust, Tony, so wird Deine Missethat sofort der vornehmen Hauptkassendame gemeldet werden. Du würdest vor sie hingeschleppt werden und bekämest eine furchtbare Lection! Sie würde Dich zermalmen mit ihrem Zorn!“

Diese Hinweisung auf die majestätische Hauptkassendame verfehlte ihre Wirkung nicht. Tony, so unverzagt sie auch sonst war, empfand doch eine kleine Furcht vor den möglichen Folgen einer Unthat, die im höchsten Comitéolymp ein düsteres Stirnefalten hätte hervorrufen können.

An dem linken Morgenschuh hing ein numerirtes Zettelchen, aber leider so unglücklich, daß man die Nummer nicht sehen konnte.

„Jedenfalls will ich wissen, welche Nummer mein Schuh hat!“ murrte Tony.

„Du darfst ihn nicht anrühren!“

„Ach was, da ist ja augenblicklich Niemand hier, der es sehen könnte!"

Und blitzesschnell streckte sie die kleine behandschuhte Hand aus und warf mit der Spitze des kleinen Fingers den Zettel herum.

XIII. 1313.

Die beiden Lockenköpfe sahen sich wie versteinert an.

Auch das noch!

„Nein, dieses Comité!" rief Tony mit blitzenden Augen und geballten kleinen Fäusten, „nein, dieses Comité! Nicht genug, daß sie unsere prachtvollen Morgenschuhe in den zweiten Saal versetzen, auch noch die allerunglücklichste Nummer, die sie nur vorräthig hatten, suchten sie für unsere Arbeit aus!"

„Dreimal dreizehn!" murmelte Betty bekümmert „Das ist wirklich unerhört!"

„Es ist geradezu abscheulich! Ich will die Nummer wieder so umwerfen, daß Niemand die Abscheulichkeit bemerken kann!"

Und Tony warf das Zettelchen wieder herum.

„Im Gegentheile," meinte Betty, „mir scheint, Jedermann sollte die Abscheulichkeit, die man uns zugefügt hat, bemerken!"

„O, Du hast Recht, Betty! Ja, Du hast Recht!"

Und Tony warf das Zettelchen noch einmal herum, so daß die Unglücksnummer wieder zu sehen war.

Den dritten Saal, der des Interessanten nicht sehr viel enthielt, durchschritten sie rasch. Das Schicksal ihrer Morgenschuhe bekümmerte sie überhaupt zu sehr, als daß sie für Anderes Sinn und Interesse hätten haben können.

Durch die letzte Ausgangsthüre gelangten sie auf den Flur. Sie stiegen eilfertig die Treppe hinab und als sie auf der Straße waren, sagte Tony nach einigem Nachdenken zu ihrer Schwester die denkwürdigen Worte:

„Ich will durchaus nicht behaupten, daß ich eine Cassandra bin, aber soviel sage ich mit größter Bestimmtheit voraus: mit unseren Morgenschuhen da gibt es noch ein ganz furchtbares Unglück!“

— — — — — — — — — — —

Ein Monat war vergangen, die Verloosung hatte stattgefunden und die Ziehungsliste kam heraus.

Niemals wurde von schönen Augen etwas so aufmerksam durchforscht, als dieser Zahlenocean, der aus sechs großen Quartbogen bestand. Niemals wurde etwas mit so peinlicher Gewissenhaftigkeit studirt. Selbst diese Geschichte, über welche alle jungen Da-

men gewiß mit der erbarmungslosesten Kritik herfallen werden, kann nicht darauf Anspruch erheben, daß man sie ebenso interessant finden soll, wie die Gewinnliste der großen Verloosung.

Die beiden Lockenköpfe hatten schon vier von ihren Loosnummern nicht auffinden können und Tony behauptete deshalb ohne Weiteres, daß die Ziehungsliste eine lügenhafte Liste sei, es sei gar nicht möglich daß sie nicht wenigstens etwas gewonnen hätten, als glücklicher Weise die fünfte Nummer ganz unten in der Ecke auf der siebenten Seite aufgefunden ward, welche Entdeckung sofort ein kleines Triumphgeschrei hervorrief.

Sie hatten also wirklich etwas gewonnen!

Aber was? —

Noch mußten sie sich vierzehn Tage gedulden. Dann erst fand die Aushändigung der Gewinne statt. An einem Sonnabend machten sie sich Beide auf den Weg nach dem Auslieferungsorte, wo ein großes Gedränge war. Nach anderthalbstündigem Warten kamen sie an die Reihe.

Ein kleines Packet, das viel zu versprechen schien und förmlich verheißungsvoll aussah, wurde ihnen eingehändigt. Ihre fünfte Loosnummer prangte groß und deutlich darauf.

Betty riß die Umhüllung ab.

Die beiden Lockenköpfe standen wie versteinert.

„O!" rief Tony.

„O!" rief Betty.

Da lagen sie vor ihnen, die Kornblumenblauen mit dem flammenden Firmament! Sie hatten ihre eigenen Morgenschuhe gewonnen! . .

„Was zu arg ist, ist zu arg!" rief Tony furchtbar entrüstet. „Dieses Comité hat die Schuld! Es hätte doch wahrhaftig dafür sorgen müssen, daß Jemand, der eine Gabe gestiftet, nicht seine eigene Gabe gewinnt!"

„Beste Tony, jetzt beschuldigst Du das Comité doch wohl mit Unrecht! Das ist doch mehr ein wunderlicher, ein schrecklicher Zufall!"

„Ja, es ist schrecklich! Die ganze Welt hat von unseren Morgenschuhen nichts wissen wollen! Was haben wir nun für unser Geld, für unsern Fleiß, für unsere Mühe? Es ist wirklich unerhört!"

Sie riß die Umhüllung mitten durch und wickelte jeden Morgenschuh separat ein.

„Da," sagte sie dann zu Betty, „trage Du Deinen Theil an der Schande selbst. Ich habe genug zu schleppen an meinem linken Schuh!"

— — — — — — — — — — —

Tony und Betty lasen einige Wochen später in der Zeitung, daß in einer Nachbarprovinz eine ähnliche Verloosung im Werke sei. Rasch entschlossen packten sie die Morgenschuhe zusammen und sandten das Packet an das betreffende Comité. Umgehend lief eine dankende Empfangsbescheinigung ein, die sofort als ein ehrenvolles Dokument zum ewigen Angedenken in Betty's Gesangbuch gelegt wurde, welches als gemeinschaftliches Archiv diente.

Das Glück war ihnen diesmal hold. Vorsichtshalber hatten sie keine Loose genommen und so liefen sie diesmal keine Gefahr. Die kornblumenblauen Morgenschuhe mit dem flammenden Firmamente mußten irgend Jemanden glücklich gemacht haben. Unter den abenteuerlichen Hypothesen, die Tony über den muthmaßlichen Gewinner aufstellte, war die kühnste wohl die, daß möglicher Weise Seine Majestät der Kaiser das Glück gehabt haben könnte, ihre Arbeit zu gewinnen. „Denn in den Zeitungen hat es gestanden," sagte sie, „daß er sehr viele Loose gekauft hat und also hat er auch mehr Aussicht gehabt, die Morgenschuhe zu gewinnen, als sonst Jemand."

* * *

Etwa ein Jahr nach der großen Verloosung vermählte Tony sich mit einem Agenten, oder eigentlich Direktionsmitglied des Norddeutschen Lloyd, der Walter Dorn hieß und ein junger, hübscher und liebenswürdiger Herr war. Er schwärmte für aschblonde Locken und es war also kein Wunder, daß er eine lebhafte Zuneigung für Tony empfand von dem ersten Augenblicke an, als er zuerst das Glück hatte, sie zu sehen. Die Aschblonde war ihm auch von Anfang an nicht abgeneigt gewesen, da sie mit ihrem wunderbaren Scharfblick gleich beobachtet hatte, daß neben den schon genannten glänzenden Eigenschaften ein gutes Herz Walter's schönstes Eigenthum sei. Genug, es kam, wie es immer kommt, d. h. es wurde Hochzeit gemacht. Die Feierlichkeit war groß, denn auch Betty beging an dem nämlichen Tage die Hochzeit mit ihrem Cousin, dem Zollkreuzerkapitän Urban Holm. Die ganze Stadt kam über dies Doppelereigniß in Aufregung. Ueberall wurden die Fahnen ausgesteckt, gerade so, als wäre noch Krieg gewesen und als hätte man wieder einmal die Franzosen ein wenig molestirt.

Als der Lloyddirector Tony in sein Haus führte, übergab er ihr sämmtliche Schlüssel, welche sie zitternd vor Aufregung über die ihr auferlegte Verantwort-

lichkeit in Empfang nahm, obgleich sich kein Blaubart-schlüssel darunter befand. Es folgte die Vorstellung der Dienerschaft, welche aus einer sehr alten Köchin und aus einem überaus jungen Hausmädchen bestand. Tony erklärte gnädig, daß sie ihnen stets eine gütige Herrin sein wolle, worauf die alte Köchin einen fürchterlichen Knix machte und unter krampfhaftem Schluchzen äußerte, daß sie der jungen schönen Frau das gute Herz gleich angesehen habe. Das überaus junge Hausmädchen sagte gar nichts und machte auch keinen Knix. Dies seltsame Geschöpf starrte mit weit aufgerissenen Augen die neue Gebieterin an, als wäre sie eine himmlische Erscheinung, und dachte — wenn sie überhaupt zu denken vermochte — dabei ohne Zweifel im Stillen: „So Eine möchte ich auch wohl sein!"

In den ersten Tagen fand Tony keine Zeit, Alles so genau zu untersuchen, erst nach Ablauf einer Woche etwa begann sie eine eingehende Inspection ihres neuen Daheim. Sie ging mit großer Aufmerksamkeit und vielem Interesse Stück für Stück das ganze Inventar durch und schloß alle Kisten und Kasten und Schränke und Kommoden auf. Bei dieser Gelegenheit öffnete sie auch einen hübsch geschnitzten kleinen Wandschrank, der ganz allerliebste Raritäten enthielt, unter Andern z. B. eine Spieldose. Ganz

obenauf lag eine Pappschachtel, welche sie nicht sobald aufgemacht hatte, als sie einen kleinen Schrei des Erstaunens ausstieß.

„Die Kornblumenblauen!" rief sie jubelnd. „Nun, das ist wirklich gut! So hat der Kaiser sie also doch nicht gewonnen, sondern mein Walter, der sie ehrfurchtsvoll in seinen Schrank gestellt hat!"

In der Schachtel lag auch ein zusammengefaltetes Zettelchen, welches sie aufnahm und las:

„Lieber Walter!

Ich schicke Dir nun endlich doch die Schuhe, wie Du siehst. Lebe wohl und vergiß nicht

Deine Adele."

„Was ist das für eine Adele?" murmelte Tony bestürzt. „Es scheint fast, daß meine Morgenschuhe von dieser Dame meinem Walter geschenkt worden sind! Am Ende hat sie meine Arbeit für ihre Arbeit ausgegeben — o, was gibt es doch für schlechte Menschen! . . Ich kenne nur eine Adele; und das ist die Punschadele, die Limonadencomtesse, deren Bekanntschaft ich machte auf der Ausstellung. Die wird es doch nicht sein? . ."

Es war wirklich beunruhigend. Tony setzte sich alsbald an den nächsten Tisch und schrieb:

„Liebste Betty!

In furchtbarster Aufregung schreibe ich Dir in höchster Eile, daß ich eben in einem Schränkchen meines Salons unsere kornblumenblauen Morgenschuhe entdeckt habe! Dabei liegt ein Zettelchen von einer gewissen Adele, welche sich, wie es scheint, unsere Arbeit angemaßt hat! Sowie Walter von seinem Bureau kommt, werde ich ihn über diese Adele verhören, die vielleicht namenlos unglücklich macht

Deine arme Tony."

Das Hausmädchen wurde sofort mit der wichtigen Depesche weggeschickt. Tony schaute wohl zwanzigmal auf ihre kleine goldene Uhr, bis endlich der Zeiger auf Zwei stand und Walter's Schritte auf dem Flur laut wurden.

Als sie bei Tische waren, begann die junge Frau mit diplomatischer Geschicklichkeit ihr Verhör.

„Ich habe heute Morgen Alles durchgestöbert," sagte sie ernsthaft. „Was hast Du für eine Menge Sachen, Walter! . . Sogar eine Spieldose! . . Aber was mich am meisten überrascht hat, sind ein paar prachtvolle kornblumenblaue Morgenschuhe, die . . . die . . . — Hat Jemand Dir die Morgenschuhe geschenkt?"

„Nein," versetzte Walter, „ich habe sie gewonnen im vorigen Frühjahr in der großen Verloosung, die zum Besten der Invaliden in der Hauptstadt der Nachbarprovinz abgehalten wurde, Tony."

„Ah," hauchte Tony, „aha! Ich meinte nur . . . ich glaubte nur . . . weil ein Zettelchen dabei liegt von einer gewissen Adele, welche Dir die Morgenschuhe doch einmal geschickt haben muß, wie daraus hervorgeht."

„Diese Adele," erklärte Walter mit der Seelenruhe der vollkommensten Unschuld, „ist eine meiner Cousinen, die verheirathet ist an einen Konsul in Italien. Im vorigen Jahre war sie mit ihrem Manne hier zum Besuch; sie wohnten einige Monate lang in einer Villa dicht vor der Stadt. Meine Cousine hatte Gelegenheit, die prachtvollen Morgenschuhe zu sehen, und es stieg in ihr der Gedanke auf, sich auch an einem solchen Meisterwerk zu versuchen. Ich lieh ihr zu diesem Behufe gerne die Schuhe, die sie mir nach einiger Zeit zurückschickte. Das Zettelchen, welches Du gefunden hast, erinnere ich mich gar nicht gesehen zu haben."

„Es liegt in der Schachtel."

„Nun, ich habe dieselbe damals wahrscheinlich uneröffnet in den Schrank gesetzt."

„Es ist gut so,“ sagte Tony kopfnickend. „Ich wußte nicht, welche Bewandtniß es mit Adele hatte und vermuthete halb und halb — so thöricht war ich, Walter! — daß sie sich als Verfertigerin der ‚Kornblumenblauen‘ geirrt haben könnte. Ich selbst bin nämlich die Künstlerin, Walter! Betty und ich haben die Schuhe gemeinschaftlich geschaffen und für die Verloosung gestiftet!“

„O,“ rief Walter, „dann hat das neckische Geschick sie ja gerade an die rechte Adresse geführt!“

„Es liegt Poesie in dem Ereigniß, Walter! — Willst Du noch einen Löffel Suppe? Diese Suppe ist auch von meiner Erfindung!“

„Ja gewiß, Tony. Du bist eine ebenso große Suppen- wie Morgenschuhkünstlerin! Du bist der holdseligste Verein aller Vollkommenheiten, der Inbegriff alles Dessen, was reizend ist, Du bist ein Gestirn, Tony! —“

Nach der Mahlzeit, als Walter wieder seinen Geschäften nachgegangen war, setzte Tony sich an ihren Schreibtisch und schrieb:

„Liebste Betty!

Triumph! Es hat sich Alles aufgeklärt! Adele ist eine italienische Cousine, die mit einem Konsul verheirathet ist. Bezaubert von unseren „Korn-

blumenblauen" hat sie, als sie im vorigen Jahre einmal hier war, dieselben von Walter geliehen, um für sich selbst ein paar ähnliche zu machen. Mein Walter ist also der beste Mensch von der Welt!

Deine glückliche Tony."

Als das Hausmädchen mit der Depesche weggeschickt war, setzte die glückliche Aschblonde sich an's Klavier und gleich darauf brausten mächtig die Klänge der Jubelouverture durch den Salon.

Lloyd's Agent.

1.

Das Wetter war den Tag über schön gewesen, nun aber gegen Abend schien es sich ändern zu wollen. Wolken über Wolken thürmten sich im Westen auf und in kurzer Zeit drohte ein tüchtiger Platzregen herunterzuströmen auf die nach Feuchtigkeit lechzende Landschaft.

Ein junger Elegant, leicht, sommerlich und höchst modisch gekleidet, schritt eilig den Strandweg entlang, der von den großen Schiffswerften der Herren Prätorius und Söhne nach der Stadt zurückführt. Es war ein junger Mann mit einem hübschen und klugen Gesicht, mit glattrasirtem Kinn und dunklem Backenbart. In seinem Wesen lag viel Lebhaftigkeit und eine gewisse unbefangene Sicherheit. Vielleicht war es ein junger Kaufmann aus einer Großstadt, den

Geschäfte zu einer Reise nach der nordischen Hafenstadt veranlaßten. Denn fremd schien er am Orte zu sein; hin und wieder hemmte er seine eiligen Schritte, um Umschau zu halten und sich zu orientiren.

Es war so still in der Natur, kein Blatt regte sich; rechts breitete sich die See aus wie ein schwarzer geheimnißvoller Spiegel. Träge hingen die Wimpel nieder im Mastenwald des Binnenhafens. Die Matrosen und Hafenarbeiter hatten längst ihre Tagesarbeit abgethan und die Schiffe verlassen, um in die Tavernen oder zum Schlafbaas zu gehen. An Bord eines Westindienfahrers mißhandelte der wachthabende Schiffsjunge eine Handharmonika. Es klang recht melancholisch. Vom Katharinenkirchthurm auf der anderen Seite des Hafens schlug es jetzt hell und deutlich 9 Uhr.

Der Mond saß hinter der schwarzen Wolkenwand, die sich immer höher aufbaute. Es wurde dunkler und dunkler. Eben begannen die ersten schweren Tropfen zu fallen, als der junge Mann die Stadt erreichte und in eine Gasse einbog, welche seit 500 Jahren Rupertusgasse heißt. Warum sie so heißt, weiß kein Mensch. Die alte Chronik der Stadt gibt über sehr Vieles Auskunft, aber über diesen Punkt nicht.

Man kann nicht sagen, daß die Rupertusgasse eine Promenade ist, die an einen Pariser Boulevard erinnert. Sie besteht zumeist aus alten Ställen und neuen Packhäusern und einigen himmelhohen windschief und verrumpelt aussehenden Gebäuden, an denen der Zahn der Zeit Jahrhunderte lang genagt.

Nun aber wurde es ernst mit dem Regen. Es rauschte und rauschte und der Wind kam auf. Der junge Mann schaute besorgt auf seine hellen Beinkleider und die glänzenden Lackstiefel, und dachte an seinen Regenschirm, den er Nachmittags, bevor er sein Hotel verlassen, achtlos in eine Zimmerecke gestellt. Es gab keine andere Rettung mehr — er sprang in einen Thorweg nnd befand sich im Trockenen. Es war stockdunkel in diesem Thorweg, dessen hintere Pforten zugemacht waren. Man befand sich indeß da recht gut geschützt vor dem Regen, der immer mehr zu strömen anfing.

Walter Dorn — so hieß der junge Mann, und er war ein Agent des norddeutschen Lloyd, hergekommen, um in einer Strandungsangelegenheit die Interessen der Gesellschaft wahrzunehmen — schüttelte zunächst die Regentropfen von seinem leichten Strohhut und war eben im Begriff, aus seinem Cigarrenetui eine Havanna zu nehmen, als ein Ereigniß statt-

fand, welches ihn veranlaßte, sein Etui wieder in die Brusttasche zurückzuschieben und mit Hochgenuß zu verzichten auf den Rauchgenuß.. Trippelnde, eilige Schritte vernahm er, gleich darauf einen leichten Aufschrei und dann sah er zwei weibliche, jugendliche, etwas aufgeschürzte Gestalten in der grauen Dämmerung vor der Thoröffnung erscheinen. Sie besannen sich keinen Augenblick, setzten kühn über die immer mehr anschwellende Gosse und huschten in das Dunkel des Thorwegs, ohne Ahnung davon, daß sich dort schon eine Persönlichkeit befand.

„Hu!" rief die Eine, „das ist ja grauslich dunkel hier!"

„O mein neues Kleid!" jammerte die Andere. „Dieser verwünschte Regen! Gar keine Rücksicht nimmt er auf eine neue Jaconnet-Robe!"

„Und mein Hut, Betty!"

„Ach, der ist ja nur aufgeputzt!"

„Tante hätte uns nicht ohne Schirm gehen lassen sollen. Wie wir fortgingen, sah es schon sehr nach Regen aus."

„Warum dachtest Du denn nicht daran, Tony?"

„Ich mußte immer an Dich denken und an die Engländerin und an Urban."

„Ja, die Engländerin hat Schuld."

„Die Engländerin hat an Allem Schuld!“ —

Die junge Dame sprach diese Worte mit großer Entrüstung. Walter hatte aufmerksam der Unterredung gelauscht, die gerade abgebrochen wurde, als sie interessant zu werden begann. Er fand es höchst amüsant, so im Dunkeln ein Mädchengeplauder zu belauschen. Was konnten da noch für Geheimnisse ausgeplaudert werden! Junge Damen sind in Herzensangelegenheiten unter sich bisweilen sehr offenherzig.

Mit dem Regen wurde es immer ärger; es war ein förmlicher Wolkenbruch. Es strömte nicht mehr, es goß wie mit Eimern.

Die Mädchen schwiegen einen Augenblick, sie schienen sehr besorgt und in nicht geringer Verlegenheit zu sein. Kein Wunder! Es wurde immer mehr Nacht, und doch mußten sie aushalten im schützenden Thorweg, denn sie konnten bei diesem Wetter nicht auf die Straße hinaus.

„Ach wären wir nur nicht, um den Weg abzukürzen, durch diese schreckliche Rupertusgasse gegangen!“ seufzte jetzt die eine junge Dame, welche Betty hieß.

„Es ist gewiß schon halb Zehn,“ versetzte Tony weinerlich. „O Gott, wenn dieser Regen die ganze Nacht anhält, dann können wir in dieser Gasse bis morgen früh stehen!“

„Das wäre schrecklich!“ meinte Betty.

„Papa sitzt ruhig in seinem Club bis 11 Uhr, und wenn er dann nach Hause kommt und uns nicht findet, so glaubt er natürlich, daß wir bei Tante geblieben sind, und macht sich keine Sorge um uns.“

„Er muß sich doch sagen können, daß das nicht angeht, so lange die Engländerin bei Tante wohnt.“

„Ach, da denkt er nicht daran!“

„Aber ich denke sehr viel daran. Ich finde es schrecklich, daß die Engländerin bei Tante und bei Urban wohnt, daß sie jeden Tag mit Urban sprechen kann. Und dann sprechen sie Englisch!“

„Nun natürlich, weil sie kein Deutsch versteht.“

„Diese Engländerinnen sind überhaupt sehr romantisch.“

„Sie sollen sich immer sehr leicht verlieben.“

„Aus einer Entführung machen sie sich gar nichts! Ich habe erst neulich eine Geschichte gelesen im Modejournal, wo eine Engländerin entführt wird, und sie weiß gar nicht 'mal, von wem. Sie glaubt, daß ihr Geliebter ein Prinz ist, aber nachher kommt auf eine ganz merkwürdige Art heraus, daß es nicht wahr ist.“

„Was ist er denn?“

„Nur ein Lord.“

„Nun, das ist auch noch ganz nett! Vielleicht ist

es der englische Mylord gewesen, der vor vierzehn Tagen in der großen Sturmnacht auf Doggersand ertrank."

„Und seine Gemahlin, die mit ihm ertrank, war vielleicht die entführte Dame! Was haben sie nun davon?"

„Das sollte Miß Sidney sich zu Herzen nehmen und nicht immer so viel mit Urban sprechen!"

„Nun, sie nimmt es sich auch zu Herzen. Sie ist wahrhaftig immer traurig genug!"

„Ja, diese jungen Engländerinnen sind unberechenbar und fabelhaft excentrisch. Es braucht ihnen nur Jemand das Leben zu retten, so heirathen sie sofort aus Dankbarkeit diesen Jemand. Nun hat Urban der Miß Sidney das Leben gerettet — denke Dir nur!"

„Und Urban ist hübsch! Namentlich wenn er seine beste Uniform anhat. Als Kapitän des Zollkreuzers kann er immer in Uniform gehen, wenn er will."

„Und nun wird er gewiß die große goldene Rettungsmedaille bekommen für seine kühne That. Die silberne hat er schon; die bekam er, als er den alten Senator aus dem Wasser zog, der von der Dampfschiffbrücke in den Hafen gefallen war."

„Ja, Cousin Urban ist ein herrlicher Mensch, ein

Held! Und ich habe auch gar nichts dagegen, daß er die Engländerin gerettet hat, nur soll er sich nicht in sie verlieben. Und wenn sie auch hundert Millionen Pfund Sterling besitzt, wie das Gerücht sagt, so —"

„Das Gerücht hat ein paar Nullen hinzugelogen. Sie besitzt nur hunderttausend Pfund Sterling . . . Tante hat es gesagt."

„Es bleibt doch immer eine kolossale Summe. Dagegen kommen wir mit unseren paar tausend Thalern nicht auf — wir — arme Zollkontroleurstöchter — ach Gott!"

„Er liebt Dich doch, Betty!"

„O, Urban ist herrlich, wenn er so am Steuerrad steht mit dem Fernrohr in der Hand, weißt Du, wie er sich für mich hat photographiren lassen; seine Heldenthat in der Sturmnacht sollte auf einem Gemälde verewigt werden. Der englische Lustkutter läuft auf Doggersand auf, Mylord mit Gemahlin und die gesammte Dienerschaft ertrinken, auch die Hälfte der Besatzung wird weggespült; nur ein paar Matrosen und die englische Miß leben noch und halten sich an einem Schiffstrümmer fest. Vom Strande und vom Leuchtthurm aus sieht man das Alles mit an und Niemand getraut sich hinaus, selbst die Lootsen wagen es nicht. Da kommt Urban mit seinen sechs Matrosen,

nimmt ein Boot und fährt hinaus durch den fürchterlichen Teufelskanal und rettet mit Gefahr seines Lebens die Unglücklichen. — Wie schön, wie männlich, Tony! Er trotzte dem Sturme und dem Tode!"

„Ja, das müßte Alles auf einem Gemälde zum ewigen Gedächtniß dargestellt werden. — Sieh, nun regnet es nicht mehr so stark."

„Ach, Du träumst, es gießt ja noch fürchterlich!"

„Nicht mehr so stark wie vorhin."

„Da schlägt es."

„Das ist Zehn!".

„Nun stehen wir hier schon über eine halbe Stunde!

„Der Regen läßt doch nach. Gott sei Dank, daß es endlich aufhört!"

„Ja, so brauchen wir doch nicht die ganze Nacht hier zu stehen. Aber wir werden ganz bestimmt nasse Füße bekommen!" —

Diese Aussicht schien die beiden jungen Damen sehr zu bekümmern, denn sie schwiegen von jetzt ab beharrlich, was dem Lauscher dahinten recht leid that. Das Geplätscher draußen dauerte fort, aber es war nicht mehr so schlimm damit.

Walter, der sechs Schritte von den Damen unbeweglich dastand, sann darüber nach, auf welche Weise

am besten ihnen seine Anwesenheit kundzumachen sein möchte, um sie nicht allzusehr zu erschrecken. Wie ein deus ex machina aus dem Dunkel vor sie hinzutreten, schien ihm unpassend und abgeschmackt. Er hatte mit großem Interesse dem Gespräche gelauscht. Hatten die Zeitungen doch lange Berichte über den schrecklichen Schiffbruch des englischen Lustkutters „Miranda“ gebracht und der heldenmüthigen Unerschrockenheit des hochherzigen Zollkreuzerkapitäns Urban Holm rühmend gedacht. Auf Doggersand war schon viel Unglück passirt — auch das große spanische Barkschiff „Juanita“ war da zu Grunde gegangen, in derselben furchtbaren Sturmnacht, und zwar eine Meile weiter nördlich. Doch hatte dieser Schiffbruch nicht zu so vielen Zeitungsartikeln Veranlassung gegeben, als der andere. Von der „Juanita“ war die Ladung geborgen und die Mannschaft gerettet worden. Der norddeutsche Lloyd hatte in dieser Strandungsangelegenheit die Geschäfte abzuwickeln und seinen Agenten Walter Dorn zu diesem Behufe abgesandt.

Walter dachte indeß augenblicklich nicht an diese Geschäfte, sondern viel mehr an die beiden Damen. Er hätte vortreten und sagen mögen: „Meine Damen, ich bin zu Ihrer Verfügung!“ Aber es schien ihm diese Redensart abermals zu abgeschmackt und er zer=

brach sich den Kopf, um eine andere zu finden, um mit den Damen auf eine originellere Art bekannt zu werden.

Der Zufall kam ihm zu Hilfe.

Der Regen hatte in den letzten fünf Minuten bedeutend nachgelassen und die Damen rüsteten sich zum Aufbruch.

„Ich glaube, jetzt können wir es wagen," sagte Betty. „O Gott, wie kommen wir aber über die Gosse?"

„Warte noch!" rief Tony. „O Himmel, ich habe meinen Handschuh fallen lassen! Hilf suchen!"

Die gefällige Schwester half suchen; allein dies war im Dunkeln sehr schwierig.

Walter zog leise ein Zündhölzchen aus seinem Etui und war eben im Begriff, Licht in das Dunkel zu bringen, als etwas Unerwartetes geschah.

Man vernahm die schweren Tritte eines Mannes, der jedenfalls in Holzschuhen ging, dann ein Knirschen und Aechzen der verrosteten Thorangeln — und ehe die Drei im Thorweg zu einem besonnenen Entschluß gelangen konnten, wurden die beiden Thorflügel von außen mit furchtbarer Gewalt in's Schloß geschmettert, daß es dumpf, fast unheimlich durch die Wölbung dröhnte. Ein verrosteter Schlüssel wurde umgedreht

und abgezogen — dann war Alles wieder still — selbst das Rauschen der zu einem Bach angeschwollenen Gosse vernahm man nicht mehr. —

Sie waren gefangen!

2.

Die jungen Damen schrieen auf.

Aber es war zu spät!

Das Unerwartete war zu rasch, zu überwältigend rasch gekommen. War es schon vorher dunkel genug gewesen im Thorweg, so hatte der graue Schimmer von der Straße her doch einigen Trost gespendet. Nun aber befand man sich, abgeschnitten von der Außenwelt, wie in einer Gruft.

Es war schreckhaft.

Die Mädchen weinten leise. Walter konnte es hören. Eine große Furcht hatte sich offenbar ihrer bemächtigt. Nun durfte er nicht länger mehr zögern, das fühlte er; nun war es Zeit.

Plötzlich wurde es hell im Thorweg und die Damen vernahmen eine sonore und freundliche Stimme, welche die Worte sprach: „Beunruhigen Sie sich nicht, meine Damen! Sie finden einen Freund in der Noth!“

Lloyd's Agent stand vor ihnen und sie sahen ihn. Sie sahen auch, daß er gut und vertrauenerweckend aussah. Allein dennoch! — Was sollte nun werden? „Ich sei, gewährt mir die Bitte, in eurem Bunde der Dritte!" Das konnte er sagen. Aber was konnte er sonst für sie thun? — Allerdings befanden sie sich nun unter männlichem Schutz — aber waren sie deshalb besser daran?

Das Licht leuchtete gerade so lange, als ein Zündhölzchen brennt. Dann wurde es wieder so dunkel, wie zuvor. Indessen hatte Walter Gelegenheit gehabt, die beiden Damen zu sehen und wir können hinzufügen, daß er von dieser Ocularinspection der Zollkontroleurstöchter auf's Aeußerste befriedigt war. Namentlich die Eine mit den aschblonden Locken und einem feinen und fast distinguirten Gesicht gefiel ihm ausnehmend.

Er wußte freilich nicht, ob es Tony oder Betty sei, und eben dieser Ungewißheit wegen empfand er schon eine Art von Eifersucht gegen den kühnen Zollkreuzerkapitän.

„Ich heiße Walter Dorn," sagte er, „und bin ein Agent des norddeutschen Lloyd und von der Direction in Geschäften hierhergesandt. Ich bitte Sie,

meine Damen, vertrauen Sie unbedingt meiner ehrenhaften Gesinnung!"

„Sind Sie hier denn schon lange?" klang es fragend nach einer Pause.

„Sie meinen, hier im Thorweg?"

„Ja."

„Etwas länger wie Sie, meine Damen! Der Regen überraschte mich und ich flüchtete hier herein."

„Sie haben also Alles gehört, was wir gesprochen haben?"

„Ich kann es nicht leugnen. Ich wollte Sie nicht stören in Ihrer Unterhaltung. Konnte ich ahnen, daß man uns hier einschließen würde? Nein, ganz gewiß nicht! Es thut mir jetzt sehr leid, daß ich nicht gleich zu Anfang mich Ihnen vorstellte. Eine gewisse Schüchternheit hielt mich ab — es war unrecht von mir — ich sehe es ein!"

„Es war wirklich nicht schön von Ihnen, Herr Dorn!"

„Jetzt geht die Uhr auf Elf und wir stehen noch hier und wissen nicht, was wir wollen und sollen!" klagte das andere Fräulein. — „In der Mauer links," fügte sie hinzu, „ist eine Thüre, habe ich eben gesehen, als es Licht war. Vielleicht können wir hin-

eingehen, Jemand treffen und bitten, uns auf die Straße zu führen?“

„Das können wir thun,“ sagte Walter. „Sehen wir!“

Und als er ein zweites Zündhölzchen entflammt hatte, sahen sie Alle die Thüre, zu der einige Stufen hinaufführten. Walter lief hin und ergriff die Klinke. Die Thüre war nicht verschlossen. „Kommen Sie, meine Damen!“ bat er.

Es schien nicht räthlich, auf fast polizeiwidrige Art noch ferner Zündhölzchen zu entflammen, und so stolperten sie denn im Dunkeln so gut es eben gehen wollte, vorwärts, die kleine Treppe hinauf und dann durch einen Gang, der sehr schmal war und dessen Fußboden aus Steinplatten bestand. Zehn Schritte hatten sie etwa gemacht, als sie einen Lichtschimmer an der Wand bemerkten. Es war da offenbar eine etwas defecte Thüre.

„Man spricht drinnen!“ flüsterte Tony.

„Hören wir!“

„Still!“

In der That vernahmen sie eine tiefe, zornige Stimme oder vielmehr ein zorniges Gebrüll.

„Verfluchtes Weib!“ so tönte es. „Satansbraten,

halt Dein Schandmaul! Ich schlage D[illegible] alle Knochen im Leibe kaput!"

„Das ist ja furchtbar!" lispelte To[illegible] entsetzt.

„Um Gott! sind wir in einer Mörderhöhle?" flüsterte Betty, furchtsam zurückweichend.

„Ei," sagte Walter leise, „es wird doch wohl nicht so schlimm sein!"

„O, wären wir nur nicht in der Rupertusgasse!"

„O, mein Gott, was wird uns noch Alles passiren . . ."

„Es ist vielleicht der Mann mit den Holzschuhen, der seiner Frau eine kleine Lektion gibt," beschwichtigte Walter, Hypothesen spinnend, die klagenden jungen Damen.

„Jedenfalls ist es ein Ungeheuer, mit dem wir nichts zu thun haben wollen," meinte Tony. „Laßt uns wieder sachte zurückgehen und wenn die Hinterpforte des Thorwegs nicht verschlossen ist, so können wir vielleicht durch sie auf den Hof gelangen, wo es möglicherweise bessere Menschen gibt, als hier im Vorderhaus."

Lloyd's Agent dachte im Stillen: Mir kann's gleichgiltig sein! Ich will mich ihrem Willen nicht widersetzen. — „Ihr Wille geschehe, mein Fräulein," sagte er halblaut.

Eine Minute später standen sie wieder in dem verhängnißvollen Thorweg. Ein drittes Zündhölzchen schaffte Licht — es war von der Hofpforte nur der innere Riegel auszuheben, dann war die Passage frei. So kamen sie auf den Hof — sie fühlten sich fast schon erlöst und athmeten ermuthigt die von dem Regen durchfeuchtete und abgekühlte Nachtluft.

Auf dem großen und geräumigen Hofe, wo allerlei Gerümpel umherlag oder an den hohen Mauern hing, war es öde und still. Es war kein guter Mensch zu sehen und auch kein böser Kettenhund. Die Fenster ringsum waren alle dunkel und zum Theil mit Brettern verkleidet. Naß und schmutzig war es im Hofe; doch der Regen hatte gänzlich aufgehört und ein kleiner Theil des Himmels erglänzte vom Widerschein des Mondes.

„Da hinten steht eine Thüre offen," sagte Tony, welche scharfe Augen besaß.

„Es wird ein Stall sein."

„Vielleicht können wir da durchgehen und auf eine Seitenstraße gelangen," fuhr die Aschblonde fort. — „Nein!" fügte sie nachdenklich hinzu. „Dahinter muß der Kirchhof liegen!"

„Der Kirchhof liegt weiter oben," sagte Betty „der liegt sehr hoch."

„Jedenfalls können wir ja sehen," entschied Walter.

Es war eine Art Wagenremise, welche sie gleich darauf durchschritten und deren hintere Thüre ebenfalls offen stand. Dann standen sie vor einer hohen Steinböschung, in deren Mitte Stufen waren. Oben angekommen, sahen sie, daß sie sich in einem schlecht gepflegten Garten befanden, der zum größten Theile mit Kohlstauden bestellt war und der terrassenförmig von zwanzig zu zwanzig Schritten um einige Stufen aufstieg, bis ihn eine Bretterverzäunung abschloß.

Als unsere drei Nachtwandler ganz oben angekommen waren, rief Tony: „Da ist der Kirchhof! Ich sehe die Kuppel der Kapelle! Wenn wir nur hinüberkommen können, so weiß ich Bescheid!"

Also die Bretterverzäunung war das letzte Hinderniß. Sie war so alt und wackelig, daß man sie mit leichter Mühe hätte umwerfen können. Die Thüre darin war verschlossen, aber Walter versetzte ihr einen tüchtigen Fußtritt und so flog sie auf.

Nun waren sie endlich frei!

„Wenn jetzt nur die Kirchhofspforten nicht auch verschlossen sind," sagte Walter lächelnd; „sie dürften am Ende nicht so leicht aufzusprengen sein."

„O," rief Tony ganz heiter, „hinter der Kapelle ist ein Schlupfweg in der Mauer zwischen zwei Pfei-

lern mit einem Drehpfahl. Da können wir durch! Aber wir müssen quer über den Kirchhof gehen. Hu! ist das graulich — so bei Nachtzeit!"

„O, Sie sind ja bei mir versichert!" sagte Lloyd's Agent humoristisch — er konnte bisweilen witzig sein.

Sie schritten durch das Chaos von Leichensteinen. Grabhügel an Grabhügel rechts und links. Die Trauerweiden ließen ihre nassen Zweige noch melancholischer niederhängen wie gewöhnlich. Eine Promenade auf dem Friedhof ist eigentlich niemals amüsant, aber am wenigsten bei Nachtzeit.

„O," rief Tony plötzlich und furchtsam, fast zusammenknickend. „Sehen Sie . . . ! Liegt da nicht ein Mensch hinter dem großen granitnen Monument mit der Sphinx?"

Es lag da wirklich in sich zusammengekauert eine Gestalt hinter dem besagten Grabdenkmal, etwa zwanzig Schritte von ihnen entfernt.

„Er ist gewiß todt!" flüsterte Betty zitternd.

„Lassen wir ihn liegen, ob er nun todt oder lebendig ist," sagte Walter beruhigend zu den beiden Damen, die sich ängstlich an ihn schmiegten.

„Nein, er ist nicht todt!" schrie Tony außer sich vor Angst. „Er richtet sich auf! er richtet sich auf! Laßt uns laufen — fort, fort!"

Die Gestalt hatte sich in der That aufgerichtet; sie war in einen langen Mantel gewickelt und hatte den Hut — es schien eine Art Calabreserhut zu sein — tief in die Stirne gedrückt.

„Es ist gewiß ein Gespenst!“ flüsterte Betty, einer Ohnmacht nahe.

„Wir werden von ihm beobachtet!“ jammerte Tony.

Das Gespenst griff in die Tasche und holte einen Gegenstand heraus. Was es war, konnte Walter nicht sehen — sie waren mittlerweile um zwanzig Schritte weiter von der schrecklichen Erscheinung abgekommen — aber er dachte sich, daß es ein Pistol sein könne.

„Ich will zu ihm hingehen,“ sagte er entschlossen. „Gespenst oder nicht Gespenst, ich rücke dem Kerl auf den Leib!“

„Nein, nein, nein! Das dürfen Sie nicht!“ protestirten jammernd die Damen. „Sie dürfen uns nicht verlassen! Nur schnell fort von dem Unhold!“

„Aber zum Henker! wenn er nun schießt?“

„Es ist kein Pistol, was er hat,“ flüsterte Tony, sich scheu umsehend, „ich sehe jetzt ziemlich deutlich: es ist ein Fernrohr. Wir werden von ihm beobachtet! O laßt uns laufen — fort, fort!“

Beide Damen hatten sich an Walters Arme ge=

hängt und nun liefen sie alle drei, was sie laufen konnten, bis die Gräber zu Ende waren und der große Grasplatz vor ihnen lag, der noch Raum bot für viele Leichen. Die Flüchtigen kümmerten sich nicht mehr um den Weg, sondern liefen ohne Weiteres durch das nasse Gras — an den Zeugstiefelchen war doch nichts mehr zu verderben — und dann um die Kapelle herum und endlich durch das erwähnte Schlupfloch in der Umfriedigung.

Zehn Minuten später wandelten sie in der gasbeleuchteten, aber menschenleeren Straße und nach weiteren fünf Minuten blieben die Damen vor einem hübschen Hause in der Annenstraße stehen.

„Hier wohnen wir," sagte die Aschblonde. „O, mein Herr, empfangen Sie unsern innigsten Dank!"

„Bitte!" stammelte Walter, ganz unglücklich, weil das Abenteuer nun zu Ende war. „O, mein Fräulein," bat er, „wollen Sie mir nicht Ihren holden Namen nennen, damit ich eine Erinnerung habe an diesen denkwürdigen Abend?"

„Ich heiße Antonie," sagte die Aschblonde, „abgekürzt Tony."

„Und ich heiße Betty," fügte die Schwester hinzu.

„Und wie weiter? Wie lautet der holde Zuname?"

„Der holde Zuname lautet Hartmann," gab Tony

gefällig Auskunft. „Vater ist Oberkontroleur beim Zoll.“

„Ei, dann habe ich Ihren Herrn Papa gestern schon kennen gelernt!“ rief Walter. „Ich hatte mit ihm gestern auf dem Zollamt in Sachen der geborgenen Ladung der ‚Juanita‘ zu verhandeln.“

„Wirklich?“

„Wahrhaftig!“

„Ach, das ist ja zu schön!“

„So?“

„Ja! Adieu nun und gute Nacht!“

„Gute Nacht! gute Nacht!“ stammelte Lloyd's Agent. Und er schleuderte den Damen, bevor sie im Hausgang verschwanden, eine Kußhand nach, ebenso großartig wie ausdrucksvoll.

3.

Ein paar Tausend Schritte vor der Stadt ragt am Strande der Leuchtthurm empor, ein schlanker, weißer Obelisk mit dunkelrothem Knauf. Die großen Spiegelscheiben oben blitzen im Lichte der Sonnenkugel, welche schon hoch über dem Meere schwebt. Der Morgen ist schön und prächtig geworden nach dem

Regen der vergangenen Nacht. Der Seewind ist erfrischend und erhält das Meer in leiser Bewegung; melodisch murmelnd umspielen die Wellen das granitene Fundament des Thurmes. Fischerboote beleben die weite Rhede; eine schwedische Galeasse kommt mit vollen Segeln herein, fern am Horizonte zeigt sich eine weiße Rauchwolke, welche immer länger und länger und immer deutlicher wird. Es ist das Kopenhagener Dampfschiff.

Nicht weit vom Leuchtthurme ist die Station des Zollschiffs, welches eben im kleinen Hafen vor Anker liegt, aber vollständig aufgetakelt und jeden Augenblick segelfertig zu einer Kreuzfahrt. Die Dienstwohnung des Kapitäns liegt hart am Strande in einem Gärtchen, welches aussieht, als wäre es aus Holland hierher versetzt: Alles so sauber und wohlgepflegt, die großen Seeschneckengehäuse, welche um die zierlichen Tulpenbeete gelegt sind und so eine phantastische Einfassung bilden, glänzen wie polirt. Das Haus selbst ist neu, aus rothen Ziegelsteinen erbaut, mit grünen Jalousieen und schwarzem Schieferdach. In der oberen Etage ist ein Fenster geöffnet; eine bleiche junge Dame in schwarzem Trauergewand steht darin und späht durch ein Fernglas. Das ist Miß Sidney, die nach dem Kopenhagener Dampfschiff ausschaut, welches

ihren Bruder bringt, mit dem sie nach England zurückkehren will.

Unten im Garten, rechts von der Hausthüre, sitzt der Kapitän des Zollkreuzers in einem amerikanischen Schaukelstuhl und raucht aus einer langen Thonpfeife holländischen Tabak. Hin und wieder schaut er zu Miß Sidney hinauf, der er das Leben gerettet hat und die ihm aus Dankbarkeit durchaus ein kleines eisernes Dampfschiff schenken will, für welches er keinen Gebrauch hat, da er den königlichen Dienst nicht zu verlassen gedenkt. Dann schaut er wieder vor sich hin und auf die See hinaus, wo die schwedische Galeasse vornehmlich seine Aufmerksamkeit erregt; dann denkt er auch an seine Liebste, die Betty Hartmann heißt und seine Cousine ist, und sinnt darüber nach, weshalb sie wohl gestern Abend so launisch gewesen sein mag.

Urban Holm ist ein großer schlanker Mann von fast verwegenem Aussehen, mit hagerem bartlosem Gesicht, Adlernase und Adlerblick. Er ist erst dreißig Jahre alt, hat sich aber schon in allen Meeren und in allen Welttheilen umhergetrieben und sein Antlitz ist von der westindischen Sonne gebräunt. Die hübsche Uniform kleidet ihn gut; er trägt sie freilich mit der ganzen Nonchalance des Seemanns, der niemals das

sein kann, was ein Garde-Offizier in der Regel ist: nämlich „adrett". —

„Kapitän!" sagte eine Stimme.

Und der alte Andreas, sein Steuermann, stand vor ihm mit dem Priemchen im Mund und den Händen in den Hosentaschen. Der Theerhut hing ihm im Nacken, die grauen Haare waren vorn über die Stirne niedergekämmt. Mit seinem alten wetterdurchfurchten Gesicht und den wasserblauen Augen sah er etwas trübselig in die Welt. Er litt an Melancholie, einer nicht seltenen Erscheinung bei alten Seeleuten, war aber eine durchaus ehrliche und kreuzbrave alte Haut, echt seemännisch treuherzig.

„Was gibt's, Andreas?"

„Ich bin heute Nacht mal wieder auf dem Kirchhof gewesen, Kapitän."

„Aber ich habe Euch doch so oft gewarnt, Andreas! Ihr müßt das nicht thun! Die Schwermuth nimmt sonst immer mehr überhand bei Euch!"

„Kann's nicht ändern, Kapitän. Es ist 'mal so meine Gemüthsart. Ich hab's zuerst in Norwegen gekriegt, das ist schon viele Jahre her. Es treibt mich hinaus, wenn ich am Lande bin; ich muß des Nachts auf dem Kirchhof herumstiefeln. Daran finde ich nun so mein wunderliches Plaisir, Kapitän."

„Schlimm genug, Andreas! Es war eine böse Regennacht.“

„Macht nichts, Kapitän. Der Regen hat mich vor fünfundzwanzig Jahren am La Plata noch ganz anders durchgeweicht. Aber was ich Euch sagen will, Kapitän — man ist nicht immer allein des Nachts auf dem Kirchhof.“

„Wie so, Andreas?“

„Muß es sagen, Kapitän. Es ist meine verfluchte Pflicht und Schuldigkeit. Ich selber gebe nicht viel auf das Frauenvolk — aber da Ihr etwas drauf gebt, Kapitän, und nächstens mit des Zollkontroleurs Tochter vom Stapel laufen wollt, so muß ich sagen, was ich weiß.“

„Was wißt Ihr denn, Andreas?“

„Sie ist dagewesen, Kapitän.“

„Betty?“

„Yes.“

„Auf dem Kirchhof?“

„Yes.“

„Gestern Nacht?“

„Yes.“

„Allein?“

„No — mit einer Landratte.“

„Alle Teufel!“

Der Kapitän des Zollkreuzers sprang auf vom Schaukelstuhl und zerbrach in der Aufregung seine Thonpfeife.

„Die Andere — Zollkontroleurs Jüngste — war auch da.“

„Tony?“

„Ja, Kapitän.“

„Wißt Ihr das ganz gewiß, Andreas?“

„Ich habe sie gesehen, Kapitän. Die Landratte — es war eine feine Landratte mit einem weißen Strohhut — hatte beide im Schlepptau, sie hingen an seinen Vorderflossen, wie angespliezt. Ich habe sie gesehen, Kapitän, und mit meinem Nachtglas observirt, bis sie die Kapelle umsegelten. Dann waren sie weg.“

„Dam! Um welche Zeit war das gestern Nacht?“

„So gegen Elf, Kapitän.“

„Dam!“ schrie nochmals der Kapitän des Zollkreuzers, mit dem Fuß auf den Kies stampfend. „Ist die Jolle parat, Andreas?“

„Die Jolle ist parat, Kapitän.“

„Ich muß sogleich nach der Stadt.“

„All right, Kapitän.“

Der Kapitän setzte seine goldbordirte Mütze auf und schritt dann rasch, vom alten Andreas gefolgt, hinunter nach dem Landungsplatz.

Wenige Minuten später glitt die leichte Jolle mit ihren zwei Insassen über die Meerfläche, dem Binnenhafen zu.

4.

Im Hause des Oberzollkontroleurs saßen Tony und Betty im Wohnzimmer beim Fenster, welches eine übsche Aussicht gewährte auf die belebte Annenstraße. Der gemeinschaftliche Nähtisch stand zwischen ihnen und sie hatten sich über diesen und ihre Arbeit so sehr eneigt, daß die Schelmenköpfchen fast zusammenstießen. Doch muß leider gesagt werden, daß sie dies weniger ethan, um emsig zu arbeiten, als vielmehr um emsig ı schwatzen. Natürlich von den merkwürdigen Abenuern der merkwürdigen Nacht! —

Tony stellte Vermuthungen darüber an, wieviel n solcher Agent von Lloyd's wohl Einkommen haben öge im Jahre; sie behauptete, daß es eine hohe Stelng sei, die mit großem Gehalt verknüpft sein müsse, ıd meinte, daß ein Agent von Lloyd's immerhin, oenn er es nur richtig anfange," noch Senator wern könne in Hamburg.

Betty behauptete, daß ein Zollkreuzerkapitän mehr der Welt zu bedeuten habe, als ein Agent von oyd's. Deshalb aber wolle sie durchaus nichts

Böses sagen von diesem Agenten, dessen Bekanntschaft sie im dunklen Thorweg gemacht — nein, durchaus nicht! Nur müsse sie Tony wünschen, daß er nie darauf ausginge, einer Engländerin das Leben zu retten, wie Urban es gethan. Das sei zu gefährlich!

Eben wie sie diese Meinung aussprach, wurde die Thüre ungestüm aufgemacht und der kühne Zollkreuzerkapitän kam herein. Er befand sich in großer Aufregung und warf seine goldbordirte Mütze ohne Weiteres auf das Clavier, daß die Saiten leise erklangen. Er war durch den Garten gekommen, der hinter dem Hause bis an das Wasser sich erstreckt und eine Landungsbrücke besaß, an der er sein Boot festgelegt.

„Guten Tag, schlimme Betty!“ sagte er vorwurfsvoll.

„Schlimme Betty? warum ‚schlimme‘ Betty?“

„Bist Du nicht gestern Nacht mit einem jungen Herrn auf dem Kirchhof gewesen?“

„Wie meinst Du das, Urban?“

„O, ich weiß Alles!“

„Ich kann es nicht leugnen, Urban.“

„Dam!“

„Tony war auch mit.“

„Ja, ich war auch mit.“ Die Stimme der Aschblonden klang lustig.

„Dam!“ knirschte Urban, durch diese Lustigkeit noch mehr erregt. „Ihr seid mir ein paar schöne Cousinen! — Ich weiß Alles! Andreas, mein melancholischer Steuermann, der immer Nachts auf den Kirchhöfen herumläuft, hat Euch gesehen. Dam!“

„Hörst Du, Betty? Die Gestalt mit dem Fernrohr ist Andreas gewesen!“

„O Gott, Urban, wir glaubten steif und fest, daß es ein Gespenst sei!“

„Dam, Betty! ich will von Gespenstern nichts hören, ich will wissen, wer der junge Herr gewesen ist, der junge Herr mit dem Strohhut!“

„Der junge Herr mit dem Strohhut war ein Agent von Lloyd's,“ sagte Tony. „Er ist hier, weil er Geschäfte zu erledigen hat für die Rheder. der gestrandeten Bark ‚Juanita‘.“

„Mit der ‚Juanita‘ mag er meinethalben so viele Geschäfte erledigen, wie er will! — Aber was hat er mit Euch zu erledigen, mit Betty und Tony? O, Ihr seid mir ein paar schöne Cousinen!“

„Er half uns aus einem Thorweg, in welchen wir gestern Abend vor dem Regen geflüchtet waren und in den man uns nachher einschloß.“

„Dam!"

„Ja, er half uns aus dem Regen."

„In die Traufe?"

„Nein, auf den Kirchhof."

„Und weiter?"

„Nichts weiter!" rief Betty. „Kannst Du Di
das vorstellen, Tony? Urban ist eifersüchtig!"

„Auf Lloyd's Agenten?"

„Dam — auf den Herrn mit dem Strohhut, de
Euch im Schlepptau hatte um die Kapelle herum!"

„Er ist wirklich eifersüchtig!"

„Dam — ja, das bin ich auch!"

„O wie ist das schön!" rief Tony. „Und Bett
ist auch eifersüchtig auf Miß Sidney! Das ist j
förmlich wundervoll!"

„Ich liebe Miß Sidney nicht," versetzte Urba
einfach. „Ich liebe nur Miß Betty. Aber sie mu
nicht schlimm sein!"

„Und ich liebe Lloyd's Agenten gar nicht," ver
sicherte hierauf Betty feierlich. „Ich liebe nur meine
großen Cousin Urban, meinen kühnen und verwogene
Kapitän!"

„Aber ich liebe Lloyd's Agenten," lispelte ver
schämt Tony.

„Und Lloyd's Agent liebt Dich!" jubelte Betty, in die Hände klatschend.

„Aber dann ist ja Alles gut!" rief der erstaunte Zollkreuzerkapitän. „Weshalb zum Teufel sitzen wir denn da und quälen und sorgen uns auf eine so teufelmäßige Art? Ich gratulire, Tony!"

Und alle Drei brachen in ein ganz tolles Gelächter aus, das gar kein Ende nehmen wollte. Als es aber endlich doch ein Ende genommen hatte — es nimmt ja Alles auf der Welt ein Ende und auch diese Erzählung wird gleich zu Ende sein — da erzählte Betty ihrem aufmerksam lauschenden Bräutigam alle Abenteuer der nächtlichen Kreuzfahrt. —

Unterdessen suchte und fand Lloyd's Agent auf dem Zollamt Gelegenheit, mit dem Papa Oberkontroleur genauer bekannt zu werden. Nach drei Tagen kam er in's Haus und brachte seine Bewerbung um die Aschblonde vor.

Tony sagte nicht Nein. Dazu war sie viel zu gutherzig! Das hätte sie nicht über's Herz bringen können, Nein zu sagen, und deshalb brachte sie über ihre Lippen ein leises, liebliches Ja.

„Ja!"

Wie das süß klingt!

Es ist dergleichen am Ende schon öfter vorgekommen.

Tony und Betty machten ein Vierteljahr später an Einem Tage Hochzeit. Das war eine Pracht! Lloyd's Agent war am nämlichen Tage Directionsmitglied geworden und der verwogene Zollkreuzerkapitän erhielt von Miß Sidney aus London ein Hochzeitsgeschenk von tausend Pfund Sterling.

Ich war beim Fest zugegen. Spät am Abend ging ich fort und gleich nachher durch die Rupertusgasse. Es regnete. Der berühmte Thorweg stand offen und ich trat ein. Es war ganz dunkel darin. Es regnete immer stärker, es strömte endlich, es goß zuletzt. Warum sollte ich nicht ebenso viel Glück haben, wie Lloyd's Agent? Ich wartete und wartete und wartete. Aber es kam Niemand — keine Aschblonde, keine Kastanienbraune. Ich stand da als ein Thor unter dem Thor. Das sah ich zuletzt ein und ging deshalb ganz traurig nach Hause. Ich habe nun einmal kein Glück!

Kalmäuser und Bucephal.

1.

In der Severinstraße im Hause Nr. 93 war Auktion. Das Mobiliar der verblichenen Jungfrau Sarah Oppenheimer wurde versteigert. Im achtzigsten Lebensjahre war diese sanft entschlafen, nachdem sie wie ein echter Geizdrache ihr Leben lang ihre Schätze gehütet. Die Erben, nahe Verwandte, die Jahre lang sich darüber geärgert, rühmten nun entzückt die tugendhafte Sparsamkeit der Hingeschiedenen, da ihnen ein reicher Nachlaß in die Hände fiel.

Gegen elf Uhr Vormittags, als die Auktion im besten Gange war, wollte es das gütige Schicksal, daß zwei junge Leute sich auf der Straße vor der Thüre des Auktionslokals begegneten. Sie sahen, wenn auch nicht gerade verhungert, so doch ziemlich schäbig und

wie Leute aus, die es gewohnt sind, vorlieb zu nehmen an der Table d'hote des Küchenmeisters Schmalhans. Studirens halber hielten sie sich in der großen und berühmten Universitätsstadt auf; aber mehr als ihre Wissenschaft, die Medicin, beschäftigte sie augenblicklich die Frage des täglichen Mittagsessens und des abendlichen Schoppens.

Sorgenbeladen und gedankenbrütend schlichen sie schwermüthig mit gesenkten Köpfen dahin, und sie erkannten sich erst in dem Augenblick, als ein ziemlich heftiger Zusammenstoß zwischen ihnen stattfand.

„Kalmäuser — so wahr ich lebe!" rief entzückt der Eine, der eine wahre Löwenmähne besaß, dem Anderen zu, der einer kahlen hohen Stirne seinen Spitznamen verdankte.

„Ich grüße Dich, Freund Bucephal!" schrie der Andere, seinem Freunde ebenfalls den unvermeidlichen Spitznamen zuschleudernd.

Sie schüttelten sich die Hände und beklagten sich dann darüber, daß das Wetter so schön und das Leben so bitter sei.

„Kannst Du mir nicht einen Thaler borgen?" fragte Bucephal.

„Ich bin selber so abgebrannt wie Troja," versetzte Kalmäuser, unwillig über die Zumuthung. „Ich

besitze nur noch vier Groschen, wofür ich Tabak kaufen will, denn ohne Tabak kann ich nicht leben. — Gehst Du auf den Anatomiesaal?"

„Gott bewahre! Ich laufe umher, um Geld zu finden."

„Wie lange bist Du schon unterwegs?"

„Drei Tage."

„Ich bin seit acht Tagen auf der Jagd nach einem preußischen Thaler, aber heute Morgen erst war ich so glücklich, in einer Ecke meines Pultschubfachs ein Viergroschenstück zu finden. Die Zeiten sind wahrlich pechiös!"

Bucephal nickte schwermüthig.

„Was ist drinnen los?" fragte er, auf die offen-stehende Hausthüre des Hauses Nr. 93 deutend, aus der vernehmlich der Auktionslärm hervordrang.

„Auktion, wie es scheint," entgegnete Kalmäuser. „Wollen wir eintreten und uns laben am Thalerklang?"

„Vielleicht wäre da mit irgend einem Wucherer ein Geschäft zu machen auf Termin," meinte Bucephal hoffnungsvoll.

„Möglicher Weise wird da billig Tabak verkauft zu vier Groschen pro Pfund!" rief Kalmäuser. „Das käme mir gerade recht! Komm' schnell! Versäumen wir nicht die kostbare Gelegenheit!" —

Die Freunde traten in das Haus und gelangten bald in den Auktionssaal, in welchem ein großes Gewühl war. Sie drängten sich durch bis an den Tisch, wo gerade vor dem erhöhten Sitz des Auktionators ein sonderbarer Gegenstand zur Schau ausgestellt war, der eine große Heiterkeit hervorzurufen schien unter dem versammelten Publikum. Bevor noch die beiden jungen Mediciner genau sehen konnten, warum es sich eigentlich handelte, schrie die heisere Stimme des Auktionators: „Ein ausgestopfter Mops! Wer bietet?“

Allgemeines Gelächter. Niemand schien Lust zu haben, auf den merkwürdigen Kunst- und Naturgegenstand zu bieten.

Herr Hillbrecht, der Auktionator, sah ein, daß er ein Uebriges thun müsse.

„Wer bietet? wer bietet? wer bietet?“ rief er. „Ein herrlicher Mops, meine Herrschaften, ein superber Schmuck für jeden Salon! Es ist bekannt, wie viel die selige Verstorbene von dem gleichfalls seligen Mops gehalten hat! Wer erinnert sich nicht, ihn gesehen zu haben, als er noch vor einem halben Jahre, mit einem blauseidenen Jäckchen angethan, in der Hausthüre dieses Hauses saß? Ein herrlicher Mops! Wer bietet?“

„Vier Groschen!“ schrie Kalmäuser.

„Bist Du verrückt?“ raunte ihm sein Freund bestürzt zu, während ringsum die ausgelassenste Lustigkeit tobte.

„Vier Groschen sind geboten!“ rief Herr Hillbrecht durch den Lärmen. „Vier Groschen! — Bietet Niemand mehr? ... Vier Groschen zum Ersten! ... vier Groschen zum Zweiten! ... Vier Groschen! vier Groschen! vier Groschen! ... Bietet Niemand mehr? ... Vier Groschen zum Ersten! ... vier Groschen zum Zweiten! ... vier Groschen zum ...“

Kunstpause. — Niemand bot mehr.

Der Hammer fiel.

„Bums, da hast Du den Mops!“ flüsterte Bucephal entsetzt.

„Wem gehört das herrliche Thier?“ fragte der Auktionator.

„Mir!“ schrie Kalmäuser, sein Viergroschenstück hinwerfend und den Mops in Empfang nehmend.

Unter anhaltendem Gelächter und ironischen Gratulationen verließen die Freunde das Lokal.

„Unglücksmensch! was willst Du mit der Bestie?“ fragte Bucephal, als sie auf der Gasse waren.

„Laß die Narren drinnen lachen!“ versetzte Kalmäuser verächtlich. „Der Weise lacht zuletzt. — Ich

sage Dir, Bucephal, als der Mops ausgerufen wurde, durchblitzte mich gleich eine herrliche Idee. Nicht umsonst habe ich ein Semester bei einem Thierausstopfer gewohnt und gesehen, daß er Vögel- und andere Bälge mit Tabak ausstopfte. Dieser Mops enthält sicherlich vier bis fünf Pfund Tabak. Da habe ich also, wie mir scheint, ein sehr hübsches Quantum für einen sehr billigen Preis gekauft."

„Aber wenn er nun Seegras enthielte?" versetzte Bucephal skeptisch.

„Ich hoffe nicht, daß das liebe Vieh mir diesen Tort anthun wird," sprach Kalmäuser, zärtlich den Mops streichelnd. „Es wäre zu pechiös! Wenn es aber doch nicht anders sein kann, so ergebe ich mich in das unerbittliche Schicksal und rauche Seegras." —

Kalmäuser's Wohnung war nicht weit entfernt.

„Komm' mit hinauf!" sagte er, als sie vor dem Hause eines Bürstenbinders angekommen waren, „komm' mit hinauf in meine Bude und hilf mir bei der Section."

Niemand begegnete den jungen Medicinern, als sie mit ihrer Errungenschaft die vier Treppen hinaufstiegen.

Kalmäuser stellte, als sie in seiner Stube angekommen waren, den Mops auf den Tisch und machte

sich dann sofort mit angeborenem und erlerntem Geschick an die Section. Mit scharfem Federmesser trennte er die Naht, griff dann gierig in das Mopsinnere und warf gleich darauf jubelnd den schönsten feingeschnittenen Tabak schlechtester Qualität händevollweis auf den Tisch.

Bucephal gerieth in Extase, als er die große Menge sah, und nahm eiligst zwei etwas beschädigte Pfeifen vom Pfeifenbrett.

„O, ich wußte es wohl!" schrie sein speculativer Freund aufgeregt. „Diese edle verstorbene Mopsbesitzerin konnte kein gemeines Seegras gewollt haben zur Einbalsamirung ihres Lieblings!"

„Ich bleibe den ganzen Tag bei Dir!" rief Bucephal. „Wir wollen rauchen wie die Schornsteine, um unsere Sorgen zu vergessen!"

Kalmäuser nickte. Immer mehr des edlen Krautes wühlte er heraus; auf dem Tische befand sich schon ein kleiner Chimborasso von Tabak. Plötzlich wurde er todtenbleich. „Was ist das?" keuchte er erstaunt, fast erschreckt. Als er seine Hand aus dem Mopsinnern zurückzog, hielt sie ein kleines Täschchen von grünem Corduan.

„Hurrah!" brüllte der Löwenmähnige, „ein Schatz! ein Schatz! Wir sind Millionärs!"

„Sei still, Bucephal! Wiehere nicht so ... Mein Schneider könnte es hören! ...“

Bebend löste Kalmäuser die Gummischnur des Täschchens. „Schließe die Thüre!“ bat er leise seinen Freund. Dieser gehorchte und schlich dann auf den Fußspitzen zurück an den Tisch.

„Leibhaftige Hundertthalerscheine!“ stöhnte der glückliche Mopsbesitzer, als er den Inhalt des Täschchens vor Augen hatte. „Ein, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht, neun, zehn ... zwanzig ... dreißig . . vierzig ... fünfzig! ... Fünfzig Hundertthalerscheine! Fünftausend Thaler, Bucephal!“

Sprachlos stierten die beiden Freunde sich eine Weile an.

„Gebenedeiet sei dieser Mops!“ riefen sie endlich beide zu gleicher Zeit. Und, von einem unwiderstehlichen Impuls getrieben, begannen sie, wie von der Tarantel gestochen und wie weiland die Kinder Israel's um das goldene Kalb, einen phantastischen Rundtanz um den Tisch, indem sie aus vollem Halse das berühmte Lied sangen, welches den schönen Refrain hat:

„Immer fidel! immer fidel, fidel!“ —

Endlich — nachdem sie ganz erschöpft waren — kamen sie zur kühleren Ueberlegung.

„Mir scheint,“ sagte Kalmäuser, „daß ich recht-

mäßiger Besitzer dieser unermeßlichen Summe bin: denn ich habe den Mops mit Haut und Haaren und Inhalt gekauft und baar bezahlt. Ein Vorbehalt ist beim Verkauf nicht gemacht."

„Wenn Du diesen jähen Glücksschlag auf andere Leute, die uns gar nichts angehen, ablenken wolltest," meinte sein Freund, „so würdest Du dadurch in meinen Augen selber in das Thierreich der Möpse hinabsinken."

„Das ist auch meine Ansicht! — Bucephal, wie sollen wir die Masse Geld nun am besten todtschlagen?"

„Laß uns nachsinnen!"

„Ins Colleg gehen wir vorläufig nicht mehr."

„Niemals mehr!"

„Wir wollen reisen!"

„Ja — aber wohin?"

„Ins Blaue, Bucephal. Wir schließen hier die Bude zu, reisen heute Nachmittag mit dem Dreiuhrzug nach H., metamorphosiren uns dort in Gentlemen und reisen dann weiter in die große Welt, wo man nur Lackstiefel trägt. Ich bleibe Kassenmeister selbstverständlich. Für alle Fälle gebe ich Dir hier einen Hundertthalerschein, damit Du etwas in der Tasche hast, falls Du unterwegs einmal per Zufall von mir abkommst. Bist Du dabei?"

„Ich bin dabei!“ jauchzte Bucephal. „Mit Haut und Haaren bin ich dabei! Vivat Kalmäuser, Mops und Compagnie!“

„Wir brauchen jetzt diesen Tabak nicht mehr,“ sagte Kalmäuser überlegend. „Jetzt können wir uns levantinischen Kanaster und Havannacigarren kaufen. Ich will, so gut ich es verstehe, den Mops wieder ausstopfen. Man kann nicht wissen, wozu es gut ist. Nachher kann uns dann wenigstens kein Mensch beweisen, daß wir das liebe Thier aufgeschnitten haben.“ —

Er machte sich sogleich an die Arbeit, die ihm, Dank der Kenntnisse, welche er bei seinem früheren Hauswirth, dem Thierausstopfer, gesammelt hatte, recht gut von der Hand ging. Schließlich nähte er die Naht wieder zusammen, wobei er die Beobachtung machte, daß dieselbe schon früher einmal aufgetrennt gewesen sein mußte. Wahrscheinlich hatte die verstorbene Mopsbesitzerin es gethan, als sie ihren Schatz verbarg. Als er ganz fertig war, sah der Mops gerade so aus, als ob ihm gar nichts passirt wäre. Allen Tabak hatte der junge Mediciner freilich nicht wieder einpressen können. Ein kleiner Haufen Mopskanaster war übrig geblieben, der, um ihn aus der Welt zu schaffen, noch schleunigst verraucht wurde.

Dann stellte Kalmäuser den Mops in seinen Kleiderschrank, der ohnehin leer war, verschloß diesen sorgfältig und verließ darauf mit seinem Freunde in Begleitung der fünftausend Thaler das Gemach. Auf der Treppe begegneten sie dem Hauswirth, welchem der junge Student sagte, daß er auf etwa vierzehn Tage verreisen würde. Der biedere Bürstenbinder brummte ein wenig, sagte aber nichts — nicht einmal: Auf Wiedersehen.

2.

Sechs Wochen waren nach der erzählten merkwürdigen Begebenheit verflossen.

Die beiden Freunde saßen im elegantesten Zimmer des feinsten Hotels eines Modebades, welches vierzig Meilen vom Schauplatz des ersten Kapitels entfernt liegt. Sie waren gekleidet wie Stutzer erster Klasse, sahen aber sonst ganz jämmerlich aus. Mit fahlen Gesichtern und stieren glanzlosen Augen saßen sie lange einander schweigend gegenüber, sich gegenseitig vorwurfsvoll anstarrend.

„Wie viel Geld haben wir eigentlich bis jetzt durchgebracht?“ fragte endlich Bucephal.

„Frage nicht!“ stöhnte Kalmäuser dumpf.

„Bitte, Kalmäuser, mache mir den Standpunkt klar! Sage mir, wie viel Geld ist noch in der Kasse?"

„Ich habe noch einhundertdreiunddreißig Thaler und einige Silbergroschen. Aber wie ist es mit Dir? Hast Du nicht noch einen Hundertthalerschein?"

„Der ist längst flöten gegangen zu seinen Brüdern. Ich habe keinen Maravedi mehr!"

„Also haben wir —"

„In sechs Wochen viertausendachthundertundsechsundsechszig Thaler durchgebracht, einige Silbergroschen nicht gerechnet."

„O, o, o! Wie ist das nur möglich?"

„Ja — ich begreife es auch nicht!"

„Wir haben gespielt —"

„Und regelmäßig verloren. Mopsglück gleich Spielpech — das ist nunmehr für uns ein Erfahrungssatz!"

„Dabei haben wir im Allgemeinen gelebt, wie die Babylonier zu den Zeiten des großen Cambyses!"

„Ich hätte nie geglaubt, Kalmäuser, daß das lustige Leben so theuer sei! Wir haben freilich so viel Champagner getrunken, daß er mir nun schon zum Ueberdruß ist."

„Mir auch, Bucephal!"

Wieder versanken die beiden Babylonier in trüb=

seliges Schweigen, welches nur hin und wieder von tiefen Seufzern unterbrochen wurde, bis endlich Bucephal ausrief:

„O, Kalmäuser, laß uns wieder zurückkehren zu unseren Hausgöttern, zur Alma mater und zum ausgestopften seligen Mops! Wenn wir den Rest des Kapitals vernünftig anwenden, so können wir beide noch auf sehr honette und anständige Art durch die Welt kommen. Was meinst Du zu meinem unmaßgeblichen Vorschlag?"

„Es bleibt uns wohl nichts Anderes übrig," stöhnte Kalmäuser, sich ermannend. „Uebrigens vergissest Du die Hotelrechnung, Bucephal. Klingle gefälligst einmal!"

Bucephal schellte wie rasend.

„Ja, wir wollen zurückkehren," fuhr Kalmäuser fort, indem er nach Fassung rang. „In Zukunft wollen wir ‚fein säuberlich leben', wie Falstaff sagt, der leider zu lange unser Ideal gewesen ist."

Der Oberkellner erschien und Bucephal heischte die Rechnung. Nach Verlauf einer halben Stunde wurde sie gebracht. Sie war so lang wie Leporello's Register und erreichte die enorme Höhe von hundertundzehn Thalern."

Seufzend legte Kalmäuser den letzten Hundert=

thalerschein auf den Tisch und nahm dann aus seinem Portemonnaie noch zehn Thaler, womit die Rechnung beglichen war.

„Wir haben jetzt noch dreiundzwanzig Thaler, Bucephal," sagte er zu seinem Freunde. „Das ist der ganze schäbige Rest!"

„Die langen wenigstens zur Heimfahrt," tröstete Bucephal. „Wir können nun doch von uns sagen, Kalmäuser, daß wir einmal eine flotte Zeit gehabt haben in unserem Leben. Das ist auch schon etwas werth!"

„Aber mit fünftausend Thalern doch ein Bißchen zu theuer bezahlt! O, Bucephal, wir sind ein paar rechte Esel gewesen! Uebermorgen werden wir wieder in unserer Bude sitzen und keinen Pfennig im Vermögen haben ... O, ich möchte mich todtschießen, Bucephal!"

„Das wäre Unsinn in höchster Potenz, Kalmäuser! Pfui, pfui! Auf, ermanne Dich! sei ein starker Philosoph! Wer weiß? vielleicht lächelt uns das Glück holdmopsig wieder einmal! Vielleicht wird noch einmal wieder irgendwo ein Fünftausendthalermops für vier Groschen verauktionirt! Wir müssen in Zukunft nur immer auf die Auktionen gehen!"

„Du phantasirst, Bucephal! Ein solcher Mops kommt höchstens einmal in der Weltgeschichte vor."

„Man muß sich in die Dinge schicken, wie sie sind!" sagte Bucephal mit Seelengröße. „Jedenfalls haben wir doch bei dieser Gelegenheit Jeder einen hübschen neuen Anzug gekriegt. — Um elf Uhr müssen wir fort! Mache Dich fertig, Kalmäuser!" —

Eine Stunde später befanden sich die beiden Studenten in einem Coupé dritter Klasse auf der Heimfahrt.

Im Dunkel der Nacht schlichen sie in des Bürstenbinders Haus, wo oben in der Stube der Mops noch wohlbehalten im Kleiderschranke stak. Als Kassenrevision gehalten wurde, ergab sich ein Baarbestand von siebenundzwanzig Silbergroschen.

3.

Am anderen Vormittage gegen zehn Uhr schritten die beiden Freunde in ihren schlechten Anzügen und mit guten Vorsätzen beladen durch die Severinstraße, um auf den Anatomiesaal zu gehen. Als sie am Hause Nr. 93 vorbeigingen, kam ihnen lebhaft die Viergroschenzeit in den Sinn, in welche sie nun wieder hineingefallen waren, und die Fünftausendthalerepoche erschien ihnen fast wie ein feenhafter Traum.

Sie waren noch nicht viel weiter gekommen, als eine bekannte Stimme hinter ihnen herrief: „Meine Herren! meine Herren!“

Es war der Auktionator, Herr Hillbrecht, der ihnen nachlief.

Die jungen Mediciner blieben stehen.

„Paß auf!“ flüsterte Bucephal seinem Freunde zu. „Die Mopsgeschichte ist noch nicht zu Ende!“

„Ah, mein Herr,“ rief der Auktionator, als er ganz nahe gekommen war, sich an Kalmäuser wendend: „ich habe Sie in diesen letzten sechs Wochen gesucht wie eine Stecknadel!“

„Wie können Sie mich mit einer Stecknadel vergleichen?“ fragte Kalmäuser würdevoll entrüstet. „Legen Sie überhaupt so viel Werth auf eine Stecknadel, daß Sie sechs Wochen nach einer solchen suchen können? O, Sie müssen sehr viel Zeit übrig haben, mein Herr, und sie muß Ihnen nicht kostbar sein. Unsere aber ist sehr kostbar!“

„Ich bitte um Vergebung, wenn ich mich schlecht ausgedrückt,“ stammelte Herr Hillbrecht verwirrt. „Aber wirklich! ich habe Sie gesucht wie — wie — wie —“

„Genug! Sie haben mich also gesucht und nun gefunden. Was wünschen Sie von mir?“

„Auf der Auktion über den Nachlaß der seligen

Sarah Oppenheimer haben Sie einen ausgestopften Mops gekauft, nicht wahr, mein Herr? O, ich erinnere mich genau! Sie haben ihn gekauft!"

„Ich erinnere mich auch genau. Ich habe ihn in der That gekauft."

„Für vier Groschen?"

„Welche ich baar bezahlt habe."

„Ganz richtig! Und Sie haben ihn noch?"

„Den Mops?"

„Ja."

„Gewiß! Er ist das kostbarste Stück in meiner Haushaltung."

„Das ist ja schön! O, mein Herr, zum Testament der seligen Sarah Oppenheimer hat sich nachträglich ein Codicill vorgefunden, welches anbefiehlt, daß der ausgestopfte Mops von den Erben nicht veräußert werden soll. Es ist vielmehr ausdrücklich bestimmt, daß derselbe im Familienbegräbniß feierlich beigesetzt werden soll. Sie werden also begreifen, daß den Erben daran gelegen sein muß, den verkauften Gegenstand wieder zurückzubekommen. Im Auftrage des Haupterben, des Herrn Löw Oppenheimer, biete ich Ihnen fünf Thaler für den Mops."

Bucephal stieß seinen Freund leise an.

„Was denken Sie, Herr Auktionator?" sagte Kal-

mäuser mit Entrüstung. „Glauben Sie, daß ich meinen Mops für ein Linsengericht veräußern werde? Ich habe meinen Mops lieb gewonnen und nur der Tod soll mich von ihm trennen! — Komm', Bucephal!"

„Ich bitte, mein Herr, verweilen Sie noch!" rief Herr Hillbrecht dringend, Kalmäuser zurückhaltend. „Es ist wohl möglich, daß Herr Oppenheimer, dem so sehr daran gelegen ist, den Mops wieder zu bekommen, Ihnen eine noch günstigere Offerte machen wird, als ich Ihnen bieten kann. Möchten Sie mir nicht Ihren werthen Namen nennen, mir Ihre werthe Adresse geben? Herr Oppenheimer wird sich dann, wie ich mir denke, persönlich zu Ihnen bemühen und mit Ihnen verhandeln."

„Ich heiße Barthold," sagte Kalmäuser, seinen wahren Namen nennend, „bin Studiosus der Medicin und wohne beim Bürstenbinder Pelzer in der Faulenstraße, vier Treppen hoch."

„Ich danke schön. Werden Sie nach einer halben Stunde zu Hause sein?"

„Ich werde," sagte Kalmäuser, alias Barthold.

Der Auktionator verließ die beiden Freunde und diese konnten sehen, daß er in das Haus Nr. 93 trat.

„Dieser Löw Oppenheimer," sagte jetzt Bucephal bedeutungsvoll, „hat jedenfalls in den nachgelassenen

Papieren der seligen Sarah eine auf den Geldmops bezügliche wichtige Notiz gefunden. Er ist der größte Geldschneider und Wucherer in ganz Judäa. Wenn wir ihn tüchtig schneiden könnten, so wäre das nicht so übel. Es würde gewissermaßen eine Satisfaction sein für die gesammte Menschheit. Wenn Du nun schlau bist, Kalmäuser, so wird der Mops noch einmal für uns zum Geldmops."

„Er soll den Mops haben," versetzte Kalmäuser kopfnickend; „aber er soll mir dafür gehörig blechen. Ich habe meinen Mops so lieb gewonnen, daß ich ihn unter tausend Thaler nicht hergeben kann. — Komm', Bucephal! Heute können wir die Büffelei doch noch nicht beginnen. Wir haben noch siebenundzwanzig Silbergroschen; dafür wollen wir eine Flasche Wein und ein paar gute Cigarren kaufen und dann in meiner Bude in aller Behaglichkeit der Dinge harren, die da kommen werden."

Gesagt, gethan. —

Sie brauchten nicht lange zu warten. Eine Viertelstunde war kaum vergangen, als der Auktionator mit Löw Oppenheimer die vier Treppen heraufgestolpert kam.

Der Mops war aus dem Kleiderschrank genommen, sorgfältig gebürstet und auf den Ofen gesetzt worden.

„Nehmen Sie Platz!" sagte Kalmäuser gastfreundlich zu den Eintretenden. „Sie kommen, um meinen armen Mops aus dieser Behausung zu entführen; ich weiß es, Herr Oppenheimer. Das ist nicht edel von Ihnen!"

„Was kann Ihnen gelegen sein so Großes an dem Thier?" fragte Löw Oppenheimer, der ein schon bejahrter Mann war und eine wahre Raubvogelphysiognomie besaß, indem sein unsicherer Blick gierig den Mops suchte, der unnahbar auf dem Ofen stand. — „Gott Du Gerechter!" fuhr er fort, „hätte meine selige Schwester nicht verordnet in ihrem Testament, daß Amor soll beigesetzt werden in unserem Erbbegräbniß, so würde ich mich doch nicht bekümmern so viel um das ausgestopfte Fell!"

Dabei schnipste Herr Oppenheimer geringschätzig mit den juwelenglänzenden Fingern.

„Der Mops heißt Amor?" fragte Kalmäuser.

„Ja. Doch was kann Ihnen sein gelegen daran?"

„Ich finde es höchst interessant, daß mein Mops Amor heißt, denn ich liebe ihn so sehr."

„Werde ich Ihnen geben sechs Thaler für den Mops, Herr Barthold."

„Ich protestire gegen ein so schnödes Angebot!" schrie Bucephal.

„Meine Herren, entfernen Sie sich!“ sagte Kalmäuser mit Würde.

„Werde ich Ihnen geben zehn Thaler.“

„Nein!“

„Zwanzig!“

„Nein!!“

„Fünfundzwanzig!“

„Nein!!!“

„Sie wollen nicht verkaufen den Mops für fünfundzwanzig Thaler?“ fragte Herr Oppenheimer, sich den Schweiß von der Stirne wischend, während der Auktionator starr vor Staunen den Mops anstarrte.

„Was sind fünfundzwanzig Thaler?“ sagte Kalmäuser langsam. „Eine armselige Summe für einen so herrlichen Mops! Mein Mops ist für mich unschätzbar. Kennen Sie die Geschichte vom Knopf des Philosophen Kant, Herr Oppenheimer?“

„Was werd' ich kennen die Geschichte vom Knopf des Herrn Philosophen Kant! Hab' ich nie gehört davon! Werd' ich Ihnen geben hundert Thaler für den Mops! Was werden Sie sagen dazu?“

„Ich sage Ihnen weiter nichts, Herr Oppenheimer, als daß ich Sie tief verachte... Erstens verachte ich Sie, weil Sie die Geschichte vom Knopf des Philosophen Kant nicht kennen, welcher Knopf

eine ganz neue Aera in der Philosophie veranlaßt hat, was jeder gebildete Mensch weiß. Zweitens verachte ich Sie, weil Sie es wagen, mir hundert Thaler für diesen Mops zu bieten, der aller Wahrscheinlichkeit nach dazu bestimmt ist, eine ganz neue Aera in der Medicin zu begründen."

„Dabei steht mir der Verstand still!" rief Herr Hillbrecht lachend, während Löw Oppenheimer trostlos gegen die Lehne seines Stuhles zurücksank.

„Begreifen Sie doch!" fuhr Kalmäuser unerschütterlich fort, „begreifen Sie doch, daß dieser Mops für mich dasselbe ist, was ein Knopf einst für den Philosophen Kant war, welcher große Prophet an die Nichtexistenz jenes Knopfes seine erhabensten Gedanken knüpfte, wodurch die Philosophie in ganz neue Bahnen gerieth. Nun wohl, ich bin es gewohnt, daß mein Mops von dort oben auf meine Studien niederschaut; eine geheimnißvoll anregende Kraft scheint in seinen Glasaugen zu liegen, die mich begeistert zu den tiefsten Blicken in die unergründlichsten Abgründe der ungelösten Räthsel in der medicinischen Wissenschaft. Was sind Galenus, Hippokrates, Erasistratus und Krotipulos — was sind Virchow, Frerichs, Oppolzer und Huschka — diese alten und neuen Heroen der Medicin — was sind sie, verglichen mit diesem Mops?

Nur Menschen, sterbliche und zum Theil schon gestorbene Menschen! O, Bucephal, Du weißt es! Du hast mit mir in diesen letzten sechs Wochen den geheimnißvollen Mopssegen empfunden. Sage diesen Böotiern, was Du davon denkst!"

Bucephal schlug mit der Faust auf den Tisch.

„Wenn es nach mir geht," schrie er, „so soll der Mops nicht für eine Million verkauft werden! Er ist von der Vorsehung dazu bestimmt, dem Homunculus Leben einzuhauchen und uns Beide zu Säulen der Wissenschaft zu machen! Dieses edle Thier sollte in ein altes Erbbegräbniß gesperrt werden? ... O, pfui, pfui! Der Gedanke ekelt mich an! ... O, Kalmäuser, nach Jahrhunderten — so schwant mir! — wird die dankbare Nachwelt ein Pantheon errichten, einen griechischen Tempel für diesen Mops!" ...

„Will ich Ihnen geben fünfhundert Thaler!" stöhnte Löw Oppenheimer. „Seien Sie barmherzig! Kann ich mich doch nicht sehen lassen vor der Familie, wenn ich nicht bringe den Mops mit zu Hause!"

„Wenn Ihrer Familie so sehr daran gelegen ist, den Mops zu sehen," sagte Kalmäuser mit ruhiger Unverschämtheit, „so gebe ich hierdurch die Erlaubniß, daß sie alle Sonntage einmal herkommen darf, um ihn zu betrachten, selbstverständlich gegen ein Ein=

trittsgeld von zehn Thalern à Person. Und angerührt darf er nicht werden. Ich werde selber immer dabei sein!"

„Ich auch!" versicherte Bucephal. „Wie meinen Augapfel hüte ich den Mops!"

„Nein!" rief Löw Oppenheimer, „ich muß bringen den Mops mit nach Hause! Will ich Ihnen geben sechshundert Thaler!"

„Nein!" schrie Kalmäuser.

„Siebenhundert!"

„Nein!!"

„Siebenhundertundfünfzig!"

„Nein!!!"

„Gut!" sagte der alte Hebräer, sich wiederholt den kalten Schweiß vom Gesichte abtrocknend und dann aufstehend, mit heiserer Stimme: „so hören Sie denn mein letztes Wort: will ich Ihnen geben tausend Thaler!"

Bucephal stieß seinen Freund mit dem Fuße an.

„Tausend Thaler!" machte Kalmäuser, „hm, tausend Thaler! Was sind tausend Thaler?"

„Tausend Thälerche sind ä Kapitälche!" schrie Löw Oppenheimer.

„Halt!" brüllte Bucephal, „ich habe einen Gedanken! Mops ist am Ende Mops! Herr Oppen-

heimer verschafft uns einen anderen ausgestopften Mops und giebt uns außerdem tausend Thaler!"

„Den Gedanken gab Dir der Mops selber ein!" rief Kalmäuser. „Ja, so kann uns Allen geholfen werden!"

„Warum haben Sie nicht gehabt den Mopsgedanken früher?" fragte Löw Oppenheimer giftig. „Gott Du Gerechter, warum bin ich nicht gekommen gleich selbst auf den Mopsgedanken?"

„Werden Sie nicht anzüglich und unangenehm, Herr Oppenheimer," sagte Kalmäuser, „sonst wird nichts aus dem Geschäft. Ueberhaupt: erst das Geld, dann der Mops!"

„Das sage ich auch!" schrie Bucephal. „Erst das Geld, dann der Mops!"

„Gott, werden Sie mir doch wohl zutrauen eine solche Kleinigkeit!" murmelte Löw bitter lächelnd, indem er aus seiner Tasche ein Paket Banknoten zog. „Da haben Sie ein, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht, neun, zehn Hunderter — Macht tausend Thälerche."

„Und hier ist der Mops!" sagte Kalmäuser, das berühmte Thier herunterhebend. „Aber warten Sie noch!"

Er holte Schreibgeräth und einen Bogen Papier.

„Wir werden über den Verkauf ein Instrument aufnehmen," fuhr er fort, „in welchem Sie außerdem sich verpflichten, uns innerhalb drei Tagen a dato einen ausgestopften Mops zu liefern, der mindestens ebenso schön sein muß wie dieser. Erfüllen Sie diese Verpflichtung nicht, so verfallen Sie in eine Conventionalstrafe von fünfzig Thalern."

„Ich werde liefern einen ganz gleichen Mops!"

„Herr Auktionator — wie ist Ihr werther Name?"

„Hillbrecht."

„Herr Hillbrecht wird die Güte haben, als Zeuge mit zu unterzeichnen, ebenso auch mein Freund."

So geschah es.

Der Verkauf wurde rechtskräftig abgeschlossen. —

„Sie werden mich halten für einen Narren, Herr Hillbrecht," sagte Löw Oppenheimer draußen auf dem Flur zu dem Auktionator, indem er zärtlich den Mops streichelte und fest an sich preßte. „Sie haben mich gezwiebelt, diese Gojems! Aber Sie werden bald sehen, daß Löw Oppenheimer nicht ist maschugge! Kommen Sie mit in mein Haus — werde ich Ihnen zeigen, was heißt ein großes Geschäft!"

Drinnen aber sagte Bucephal zu Kalmäuser:

„Paß auf! Es kann nicht fehlen! Der Geldmops kommt wieder! Der läßt uns nicht im Stich!"

4.

Was ist des Menschen Wahn? —

Traumbild, Chimäre, Ideal, Illusion, Hirn-
jespinnst, blauer Dunst!

Was ist Glück? —

Wenn Jemand einen Fünftausendthalermops für
ier Groschen kauft.

Was ist Pech? —

Wenn Jemand einen Viergroschenmops für tausend
Thaler ersteht. — —

Ganz zerschmettert und vernichtet taumelte Löw
Oppenheimer zusammen, als er zu Hause in seinem
Zimmer angekommen war und in dem aufgeschnittenen
Mops nicht das gesuchte Portefeuille mit fünftausend
Thalern fand.

Halb wahnsinnig durchwühlte er den Mopskanaster,
and aber keinen Pfennig.

„O, Sarah!“ schrie er, kreideweiß vor Schmerz
ind Wuth, „warum hast Du mir das gethan?“

Der Auktionator, der daneben stand, konnte
aum das Lachen verbeißen. Unterwegs hatte ihm
er Wucherer das Geheimniß des Mopses enthüllt.
In einem Küchennotizbuch der verstorbenen Sarah
atte er eine Aufzeichnung über den verborgenen

Schatz gefunden und nicht an der Richtigkeit gezwei-
felt, da ein gleichfalls vorgefundener Vermögensstatus
über die Kapitalien seiner Schwester fünftausend Thaler
mehr nachwies, als an baarem Geld nach ihrem Tode
vorgefunden worden war.

„Es scheint, daß Ihre verstorbene Schwester sich
einen kleinen Scherz mit Ihnen erlaubt hat, Herr
Oppenheimer!“ sagte Herr Hillbrecht sanft.

„O, Sarah, Sarah, Sarah!“ stöhnte der unglück-
liche Wucherer, „wo hast Du hingethan das Geld?
Ist doch kein Geld im Mops, wie Du hast geschrieben
in Deinem Küchenrezeptbuch unter dem Mazzerezept!“

„Sollten die Studenten auch das Geld gefunden
haben?“

„O, Vater Abraham, Isaak und Jakob! Dann
hätten mich gezwiebelt die Bösewichter! Waih ge-
schrieen! waih geschrieen!“

Löw Oppenheimer weinte.

Zum ersten Male in seinem Leben!

„Nein, es ist nicht möglich,“ sagte der Auktionator.
„Die jungen Leute sahen wirklich nicht aus wie Kapi-
talisten. Aber bewundern muß ich ihre Geschicklich-
keit, mit der sie den Preis für den Mops emporzu-
schrauben wußten. Ich, als Auktionator, bin Kenner

und verstehe auch mein Handwerk, aber das hätte ich nicht fertig gebracht! — — Herr Oppenheimer!"

Der Wucherer lag mit dem Kopfe auf dem Tische und rührte sich nicht.

„Herr Oppenheimer!"

Der Alte stöhnte.

„Herr Oppenheimer! ich bekomme von Ihnen noch zehn Thaler für meine Bemühungen in der Mops-angelegenheit!"

Der Wucherer richtete sich auf.

„Sie sollen haben die zehn Thaler," sagte er ächzend. „Es sind Spesen, Herr Hillbrecht, und Sie sollen sie haben. Aber Sie müssen mir thun einen Gefallen, Herr Hillbrecht! Muß ich doch noch liefern an die verfluchten Gojems einen Mops oder zahlen fünfzig Thaler. Lassen Sie für mich — auf meine Rechnung — wieder ausstopfen den Mops. Lassen Sie malen auch das gelbe Brett, worauf der Mops steht, braun. Herr Hillbrecht, Sie müssen bringen den Mops dann selber hin und sich geben lassen eine Quittung."

„Das will ich Alles besorgen, Herr Oppenheimer," versprach der Auktionator.

„Wissen Sie was, Herr Hillbrecht," flüsterte der Alte, krampfhaft des Anderen Arm fassend, mit wahr-

haft diabolischem Kichern, „wissen Sie was? Ist mi
etwas gepassirt, was mir sonst noch nicht gepassirt i
in meinem Leben. Bin ich gehauen worden über'
Ohr! Aber wer hat mich gehauen über's Ohr? Ha
ich es doch gethan selbst! Hihihihi! Ist doch ei
Trost für den alten Löw!" — —

5.

Am folgenden Tage saßen Kalmäuser und Buce
phal in holder Eintracht beisammen in des Erstere
Bude, hoch oben im Hause des Bürstenbinders.

Sie waren vertieft in ein wichtiges Gespräch übe
die beste Verwendung der tausend Thaler und hatte
es gerade ausgerechnet, daß diese Summe hinreichen
sein würde, um ihnen für den Rest ihrer Studienze
alle Bequemlichkeit und Behaglichkeit zu gewähren, di
sie bislang, wenigstens bis vor sechs Wochen, s
schmerzlich entbehrt. Gründlich hatten sie ausgetol
auf der berühmten Reise ins Blaue, die in sech
Wochen fünftausend Thaler gekostet hatte; nun wollte
sie ganz vernünftig werden und sich gewissenhaft vor
bereiten für das Philisterium.

Da klopfte es.

„Das ist sicherlich der Mops!" meinte Bucepha

„Juckend sagt mein Daumen mir,
Es ist der Mops, das liebe Thier!"

Und er hatte Recht.

Der Auktionator war es, der hereinkam mit dem sehr verschönerten Mops.

„Ich bringe Ihnen den Mops im Auftrage des Herrn Oppenheimer," sagte er. „Ich darf mir wohl eine Quittung ausbitten über den Empfang?"

„Das ist nur in der Ordnung," versetzte Kalmäuser. „Bucephal! lange einmal einen Bogen Papier her und dann setze den Mops auf den Ofen! — Ei, das ist ja unser alter Mops!"

„Hurrah!" schrie Bucephal. „Mops, wir sehen uns wieder."

„Ja," sagte lachend Herr Hillbrecht; „meine Herren, Sie haben ein brillantes Geschäft gemacht mit diesem merkwürdigen Mops. Herr Oppenheimer bekam die fixe Idee, daß im Innern desselben ein großer Schatz verborgen sei, deshalb war er so heißhungrig auf den Mops. Und was fand er? Mopskanaster! nichts als Mopskanaster!"

„O," meinte Kalmäuser, „es versteht sich nicht Jeder darauf, Tabak billig einzukaufen; das kann man nicht verlangen. Mancher bezahlt seinen starken Tabak viel zu theuer, so hat es auch der alte Löw gethan."

Nach diesem nahm der Auktionator Abschied.

„Wir Drei aber wollen uns nie trennen," sagte

Kalmäuser gefühlvoll, als die Thüre zuging. „Ich und Du und der Mops bilden eigentlich ein ganz herrliches und seltenes Trifolium!"

„Wer weiß?" versetzte Bucephal. „Vielleicht hat der Geldmops noch gar nicht den letzten Trumpf ausgespielt! Vielleicht schleppt er uns noch mehr Geld ins Haus! Jetzt glaube ich an die Lehre des Pythagoras: Denn unser Mops ist sicherlich ein direkter Abkömmling von dem wohlthätigen Krösus!"

„Und die Moral von der Geschichte?" meinte Kalmäuser, „denn eine Mopsgeschichte ohne moralische Kinderklapper wäre eigentlich doch ein Unding?"

„Du hast Recht," sagte Bucephal, sich räuspernd, „die Welt verlangt das und man muß solche Launen respectiren. Gieb mir Dein Stammbuch her, darin will ich mich mit dem unsterblichen Verse verewigen:

„Und die Moral von der Geschicht'
Ist die: O Leser, stopfe nicht
Banknoten in des Mopses Wanst,
Sofern Du es vermeiden kannst!"

Der geheimnißvolle Passagier.

1.

Von Dattelheim nach Dusterhausen beträgt die Entfernung in gerader Richtung sieben Meilen. Wer keine Siebenmeilenstiefel besitzt, macht die Reise gewöhnlich per Eisenbahn und begiebt sich zu diesem Behufe per Omnibus oder auf Schusters Rappen nach dem Bahnhof.

Also es war am vierten November vorigen Jahres in der Abendstunde zwischen sechs und sieben, als im Wartezimmer zweiter Klasse des besagten Bahnhofes, genau gezählt, fünfzehn Personen auf den Zug harrten, der von Norden kommend um sechs ein halb Uhr präcise eintrifft und nach einem Aufenthalte von zehn Minuten weiter gen Süden braust.

Draußen war es dunkel und naß, denn der Himmel

war nur ein einziger Wolkengriesgram, aus dem es beständig herabrieselte auf die fatale Art, die es nicht mit einigen tüchtigen kalten Schauern abmacht, sondern die sich Zeit nimmt und die Dachrinnen, Gummimäntel und Regenschirme wochenlang beschäftigt. Nichts ist langweiliger und verstimmt mehr das menschliche Gemüth, als wenn Jupiter Pluvius langweilig ist.

Drinnen aber war es licht und warm, denn alle Lampen waren angezündet und ein mächtiges Feuer prasselte im Ofen. Man konnte es vernehmlich hören, wenn auch nicht sehen, denn eine Persönlichkeit hatte sich breit davor hingesetzt, um sich den Rücken zu wärmen. Hin und wieder gab diese Persönlichkeit einen Seufzer des Wohlbehagens zum Besten, und es schien ihr offenbar viel Vergnügen zu machen, als Ofenschirm zu fungiren.

Das Warten auf den Bahnhöfen ist eine Geduldprobe, in die der Reisende sich am Besten voll Resignation ergiebt. Seine Ungeduld beflügelt den Zeiger der Bahnhofsuhr nicht. Und wenn er, sofern er eine hat, seine eigene Uhr befragt, so macht sie ihn pflichtgetreu ebenfalls darauf aufmerksam, daß es keinen Ort in der Welt giebt, wo die Minuten langsamer hinschleichen, als in einem Eisenbahnwartesalon.

Es war ein schon über das Schwabenalter hinaus

bejahrter Herr, der vor dem Ofen saß und die ausströmende Hitze der glühenden Cokes auf seinen feuchten langzottigen Ueberzieher wirken ließ. Sein höchst einfältiges Gesicht mit den schlaffen Zügen und den starren Augen ließ darauf schließen, daß er nicht gerade aus angeborner Frechheit den warmen Platz den andern Reisenden vor der Nase weggeschnappt, sondern daß er es gethan aus einer Art von Unbedachtsamkeit, die mit dem Unverstand gemeiniglich gepaart ist. Es schien ihm gar nicht einzufallen, daß es im höchsten Grade unschicklich sei, den besten Theil der Ofenwärme für sich zu consumiren, und da es Niemand der Mühe werth fand, ihn durch einen leichten Wink mit dem Zaunpfahl auf die Unschicklichkeit seines Benehmens aufmerksam zu machen, so blieb er unangefochten im Besitze seines behaglichen Platzes.

„Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten,
Und das Unglück schreitet schnell!"

Durch zwei scharfe metallische Klänge verkündet die Bahnhofsuhr, daß die Zeit des Harrens abgelaufen, und daß jede Minute, die noch ferner verloren geht, reglementswidrig sei. Ein allgemeines Aufathmen fand statt und Jeder griff nach seinen Gepäckstücken. Ein mißtönendes Geläute erscholl — ein

schriller Pfiff wimmerte durch die Dunkelheit — und gleich darauf brauste der Zug herein.

Nun wurde es lebendig auf dem Perron; die Glasthüre des Wartesalons wurde jeden Augenblick aufgerissen und wieder zugeschlagen, wie es das Aus- und Einströmen der reisenden Menschheit mit sich brachte. Von den fünfzehn Personen, die nach Duster-hausen wollten oder sollten, hatten vierzehn bereits das Lokal verlassen und ohne Zweifel ihre Sieben-sachen in den betreffenden Waggons schon untergebracht. Nur der Ofenmann war noch zurückgeblieben; er schien es auf den äußersten Termin ankommen lassen zu wollen und sich nicht so leicht von seinem warmen Platze trennen zu können. Die Untersuchung seines Regenschirmes, das Aufziehen seines Rockkragens, das Zurechtziehen seines Shawls und das handgerechte Anfassen seines Reisesäckchens nahmen viele Zeit in Anspruch. Er vertrödelte richtig die zehn Minuten und wurde erst aufgeschreckt, als ein Schaffner die Thüre aufriß und ihm zuschrie: „Schnell, schnell!"

Die Bahnbeamten haben, wie bekannt, eine un-selige Leidenschaft, die Waggons so voll zu packen, wie nur irgend möglich; selbst wenn Wagen genug angehängt sind, sehen sie lieber einige überfüllt und andere leer — so wenig ist ihnen gelegen an einer

weisen Vertheilung der menschlichen Fracht. Für Philosophen und denkende Geister ist das sehr unangenehm, denn die Einsamkeit hat auch auf einer Eisenbahnfahrt ihre Reize und ist in den meisten Fällen dem Geschwätz und Geplärr eines fragwürdigen Menschenknäuels vorzuziehen. — Als der Ofenmann aufgeregt hinausstürzte, sprang ihm der Schaffner diensteifrig nach, und lief mit ihm an der Wagenreihe entlang, hie und da eine Thüre öffnend. Ueberall schallte ihnen das verhängnißvolle Wort: „Voll!" entgegen, und erst als sie ganz am Ende des Zuges angelangt waren, tauchte noch ein Coupé zweiter Klasse auf, welches ganz leer zu sein schien. Der Ofenmann sprang hinein, der Schaffner schlug die Thüre zu und der Zug setzte sich in Bewegung.

Es herrschte große Dunkelheit in dem Coupé, denn der Docht der kleinen Lampe in der Vorderwand des Wagens war dem Erlöschen nahe und glimmte nur krampfhaft noch ein wenig, wie ein sterbender Glühwurm. Ein dichter, fast betäubender, wenn auch sehr aromatischer Cigarrenrauch erfüllte die Atmosphäre, und als unser Bekannter sich erst zurecht gesetzt hatte, gewahrte er im Hintergrunde einen zweiten Glühwurm, der bisweilen hell aufglühte und dann wieder zu einem Fünklein zusammensank. Es saß da

offenbar eine rauchende Persönlichkeit. Als des Ankömmlings Augen sich ein wenig an die Dunkelheit gewöhnt hatten, erblickte er die schwachen Umrisse einer männlichen Gestalt; in den Momenten, wo die brennende Cigarre hell aufglühte, erschien in dem dadurch entstehenden Lichtkreise ein bleiches, volles Gesicht mit tief über die Stirn herabgezogener Pelzmütze, unter welcher ein paar tückische Augen hervorfunkelten und vor sich hinstarrten mit wahrhaft teuflischem Basiliskenblick.

Dem Ofenmann, der unter dem schwachen Lichtschimmer der ersterbenden Waggonlampe saß, wurde in der Gesellschaft des unbekannten Rauchers sofort sehr unbehaglich zu Muthe. Er rückte unruhig hin und her auf seinem Sitz und ließ sachte die linke Hand in die Rocktasche niedergleiten, wo ein Schatz verborgen war, nämlich ein Beutel mit 98 Thalern, 22 Silbergroschen und 6 Pfennigen. Wie? wenn der Unbekannte davon Kenntniß hatte! Die Raubanfälle auf den Eisenbahnen nehmen ja immermehr überhand; jeden Augenblick melden die Zeitungen eine neue derartige Schandthat. Was soll ein harmloser, auf die öffentliche Sicherheit und die Macht des Gesetzes vertrauender Staatsbürger beginnen, wenn ihn das grausame Verhängniß in einem Eisenbahnwaggon mit

einem verwegenen und kaltblütigen Gauner zusammenführt, dessen Geschäft Mord und Raub ist?.... Ach, er wird sich in sein Schicksal ergeben und sich abschlachten lassen müssen wie ein Kalb. Eine Gänsehaut überlief den Ofenmann und er wischte sich den kalten Schweiß von der Stirne, als derlei unheimliche Gedanken auf ihn einstürmten. Er sah sich im Geiste schon erstochen oder erwürgt, ausgeplündert und den letzten Athem ausröchelnd im schlammigen Graben an der Bahnböschung.

Lange ertrug er die bange Spannung nicht. Die Anknüpfung eines unverfänglichen Gesprächs schien ihm in seiner Lage das Sinnreichste zu sein, um auszuforschen, ob wirklich hinter den tückischen Augen des Unbekannten ein schwarzer, abscheulicher Gedankenbrütofen sei.

„Es ist ein ganz abscheulich schlechtes Wetter, finden Sie nicht?" sagte er mit unsicherer Stimme.

Ein unverständliches Gebrumme war die einzige Antwort.

„Seit acht Tagen regnet es nun so", hob der Andere zaghaft wieder an. „Es bleibt nicht aus: man erkältet sich, bekommt Rheumatismus, die Krankheiten nehmen überhand!"

„Hm!" erklang es brummend aus dem Fond des

Coupés. Erkältungen, Rheumatismus, Krankheiten schienen dem Unbekannten ganz gleichgiltige, nicht der Rede werthe Dinge zu sein. Das war beängstigend! —

Der Eisenbahnzug war nun in voller Fahrt und raste mit voller Dampfkraft hinein in die Nacht, der Regen schlug an die Fenster; das Gerassel und Donnern der herumwirbelnden Räder übertönte jedes andere Geräusch, das von Außen sich tröstlich hätte vernehmlich machen können. Im Coupé konnte Alles passiren; Niemand in der Außenwelt hätte einen Hilfeschrei, ein Sterbegewimmer gehört!

Der Ofenmann saß in Todesangst.

Plötzlich schauerte er zusammen. Der Unbekannte hatte sich von seinem Sitze erhoben und das Fenster zu seiner Rechten halb herabgelassen. Er warf seine fast ausgerauchte Cigarre hinaus und spähte dann — spähte ... Weshalb spähte er? ... Befürchtete er, daß Jemand von außen sein Thun beobachten könne? — Jetzt zog er mit Gerassel das Fenster wieder auf und setzte sich. Dann hörte man einen leisen Knack und der Ofenmann sah gerade vor sich in den Händen des Unbekannten etwas blinken ... es konnte nur ein Dolchmesser sein.

Dem Aermsten schwand fast das Bewußtsein.

In diesem Augenblick fiel ein Lichtschein durch

das Fenster links, dasselbe rasselte gleich darauf nieder, und der Schaffner oder Controleur steckte die Laterne und seinen Kopf herein.

„Die Billette, meine Herren!“

Es ward nun ganz licht in dem Coupé und man konnte deutlich den ganzen Raum übersehen. Ja, der in einen großen Pelz gehüllte Unbekannte hielt ein gewaltiges Dolchmesser in der Hand, als wäre es das harmloseste Spielzeug von der Welt. Schweigend reichte derselbe sein Billet hin, aus welchem der Schaffner mit der Markirzange ein Stück herausschnitt.

„Ihr Billet, mein Herr!“

Der Ofenmann gab in großer Erregung sein Billet hin und gewahrte zur nämlichen Zeit, daß der Unbekannte in großer Gemüthsruhe mit seinem Schnappmesser sorgsam die Spitze einer Cigarre abschnitt, die er aus seinem Etui genommen hatte.

Das konnte eine niederträchtige Finte sein!

„Ich möchte in ein anderes Coupé, Schaffner!“ rief der Geängstigte. „Ich bin der Tapetenfabrikant Mäntler aus Dusterhausen und — und — und —“

„Sind Sie unwohl?“ fragte der Bahnbeamte erstaunt.

„Ja — nein — ich —“

„Sie werden aushalten müssen, mein Herr! In

voller Fahrt können Sie nicht den Wagen wechseln, was denken Sie? Glauben Sie mir, es ist nicht so ganz gefahrlos, an der Außenseite der Wagenreihe entlang zu klettern, wie ich thun muß. Ein falscher Griff, ein falscher Tritt — und Sie sind zermalmt! Sie befinden sich hier ja ganz gut, haben Platz genug, also halten Sie aus!"

„Ja — aber —"

„Es geht nicht!"

„Ich — ich —"

„Bester Herr, es geht nicht! Nehmen Sie Ihr Billet. Ich wünsche Ihnen gute Besserung! Adieu!"

Herr Mäntler sank auf seinen Sitz zurück. Es war klar, er befand sich ganz in der Gewalt des Mannes mit dem Schnappmesser. Ein unsicheres Gefühl, daß er sich doch möglicher Weise unnöthig ängstige und sich ganz entsetzlich blamiren könne, hatte ihn abgehalten, dem Beamten seine Besorgnisse kundzugeben. Als aber der Lichtschein der Laterne verschwunden war, überkam ihn von Neuem die quälendste Furcht.

Das Messer sah er freilich nicht mehr blinken — aber der Unbekannte konnte es ja in seinem Pelzärmel verborgen halten! Dieser unheimliche Mensch saß wieder ganz ruhig, und qualmte aromatische Wolken

vor sich hin aus der Cigarre, die er mittlerweile angezündet hatte.

So vergingen fünf bange Minuten. Dann vernahm der Tapetenfabrikant ein Geräusch, wie wenn ein Stöpsel aus einer Flasche gezogen wird, und gleich darauf durchdrang ein leichter Branntweinduft die Cigarrenrauchatmosphäre. Es konnte nicht anders sein, der Unbekannte nahm sich eine Herzstärkung. War es vielleicht so seine Gewohnheit, bevor er zu einer Missethat schritt?

Ein Schauer des Entsetzens durchrieselte den Ofenmann, als der Unbekannte nun aufstand und sich ihm näherte, neben ihm auf dem Sitzpolster kniete und sich mit der Lampe zu schaffen machte. Jeden Augenblick fürchtete der Tapetenfabrikant die grausame Mörderhand in seinem Nacken zu fühlen; halb besinnungslos glitt er sachte von seinem Sitz und verbarg sich unter der Bank. Wollte der unheimliche Mensch erst das Licht ganz auslöschen und dann im grausigen Dunkel die grausige That vollbringen? . . .

Nein, im Dunkeln jedenfalls nicht, denn es wurde plötzlich ganz hell im Coupé. Wie es schien, hatte der Unbekannte höchst uneigennützig von seinem Branntwein ein Quantum in die Oellampe gegossen und dadurch den glimmenden Docht zu neuem Leben erweckt.

„So, nun kann man doch sehen, wenn man spricht!“ rief mit tönender Stimme der schreckliche Mensch und seine Worte durchklang die Befriedigung, welche er über seine Idee empfand. „Wie finden Sie den Einfall, he? — Nun, wo steckt denn der Herr?“ fügte der Sprechende vor sich hinmurmelnd erstaunt hinzu, als er von seinem Reisegefährten keine Spur mehr sah.

„Hier!“ keuchte der Tapetenfabrikant, dem eine große Last vom Herzen gefallen war, als das anscheinend so schreckliche Manöver des Anderen so gut ablief, indem er unten hervorkroch: „Hier!“

„Was Tausend machen Sie denn da?“

„Ich — ich — ich suchte mein Fahrbillet, welches mir entfallen war“, stammelte Herr Mäntler, dem es in diesem Augenblicke nicht auf eine kleine Nothlüge ankam.

„Haben Sie es gefunden?“

„Ja, Gott sei Dank!“

„Dies „Gott sei Dank“ des Ofenmannes klang wie der inbrünstige Stoßseufzer eines Menschen, der sich aus großer Gefahr durch des Himmels Fügung befreit glaubt. Mit einiger Besorgniß gewahrte er indeß, daß der Mann mit der Pelzmütze nicht seinen früheren Platz wieder einnahm, sondern ihm gerade

gegenüber sich niederließ, so daß die Kniee der Beiden sich fast berührten. Etwas schwand die Beängstigung freilich, als der Unbekannte sein Cigarrenetui hervorzog, dasselbe öffnete und mit höflichem Kopfneigen seinem Gegenüber offerirte. Herr Mäntler, der nach seinem Gefühl um Alles in der Welt die menschenfreundliche Laune seines Reisegefährten aufrecht zu erhalten suchen mußte, griff bescheiden zu, dabei einige Dankesworte murmelnd. Er setzte den Glimmstengel in Brand und fühlte sich ganz behaglich; selbst die sonderbaren Anstalten, die der Andere nun machte, erschütterten nicht mehr sein Vertrauen.

Der Mann mit der Pelzmütze hatte nämlich aus seinem herumliegenden kleinen Reisegepäck eine ziemlich große Mappe genommen, die mit schwarzer Leinwand überzogen war, und diese über die beiderseitigen Kniee gelegt, so daß dadurch eine Art von Tisch entstand. Dann zog er aus seiner Brusttasche ein Spiel Karten, welches er vor sich hinlegte.

„Spielen Sie mit mir eine Partie Sechsundsechzig?“ fragte er gelassen. „Selbstverständlich nicht um irgend einen Einsatz, sondern nur um die Zeit zu vertreiben, die mir schrecklich lang wird. Sie erzeigen mir dadurch eine große Gefälligkeit, hochgeehrter Herr!“

„Mit dem größten Vergnügen bin ich zu Ihrer Verfügung!" rief der Tapetenfabrikant, sich leicht verneigend. „Ich pflege jeden Abend eine Partie Sechsundsechzig zu machen. Sie finden in mir Ihren Mann! Ohne Schmeichelei! ich bin sehr stark im Sechsundsechzigspielen; in Dusterhausen bin ich in dieser Beziehung Matador!"

Der Unbekannte nickte wohlgefällig, indem er die Karten zu mischen anfing.

2.

Dusterhausen ist eine hübsche kleine Stadt mit krummen Gassen, altersschwachen Häusern und einer Allee, die — zumal im Winter — noch keinen Schatten giebt, da sie erst vor zwei Jahren gepflanzt wurde. Das Straßenpflaster läßt viel zu wünschen übrig und Gasbeleuchtung ist noch nicht eingeführt. Die Väter der Stadt liegen seit Jahren darüber in Streit und in der Bürgerschaft giebt es zwei Parteien, von denen die eine Neupflasterung will und die andere Gaslicht. Da aus Geld- und Creditmangel vorläufig nur eine dieser beiden Unternehmungen würde in Angriff genommen werden können und man sich nicht einigen kann über das, was zunächst geschehen soll, so kommt einstweilen gar nichts zur Ausführung. —

Einige kleine Industrieen werden in Dusterhausen betrieben, die indessen der knappen Betriebsmittel wegen niemals recht blühend geworden sind. Mehrere Ziegeleien und eine kleine Fayencefabrik verdanken ihr Entstehen den guten Thonlagern in der nächsten Umgegend. Außerdem giebt es da noch einige Gerbereien, sowie eine Papier- und eine Tapetenfabrik, welche letztere unserem Bekannten, dem Herrn Justus Mäntler gehört.

Es ist ein hohes, mit der Giebelseite der Straße zugekehrtes Haus, worin die Tapetenfabrik befindlich ist. Rechts von der Straßenthüre befindet sich das Comptoir, links die Wohnung des Besitzers, nach dem Hofe zu sind die Fabrikräume belegen. Die obere Etage bewohnt ein gichtbrüchiger Rentier, der von Berlin nach Dusterhausen gezogen ist, man weiß nicht, aus welchem Grund. Dann befindet sich noch eine Wohnung hoch oben unterm Dach, die aus einem großen Giebelzimmer und zwei kleinen Kammern besteht.

Ein Blick in den vorjährigen Almanach belehrt uns, daß auf den vierten November, der ein Sonnabend war, kalendergemäß als fünfter November ein Sonntag folgte. Es regnete auch an diesem Tage noch so pianissimo fort, wie es seit vierzehn Tagen unaufhörlich gerieselt hatte in Dusterhausen und auch

anderswo. Dabei war das Wetter nebelig, rauh und unangenehm, die ganze Natur schien in ihrer verdrießlichsten Laune zu sein; selbst die Kirchenglocken wimmerten mit kläglichem Gestöhne durch die dicke Luft.

Auch Herr Mäntler befand sich keineswegs in rosenfarbener Laune, als er andern Tags an dem eben beschriebenen Sonntagmorgen um halb zehn Uhr die Treppen seines Hauses erklomm und sich auf den Boden begab. Er schien einen Alp auf dem Herzen zu tragen, ein Geheimniß auf der Seele; seinem sonst sehr nichtssagenden Gesicht war so unverkennbar der düstere Stempel des Gedankens aufgedrückt, daß ihn seine Frau am frühen Morgen schon ganz erstaunt gefragt hatte, ob er Geschäftssorgen habe, auf welche Frage er nur durch ein Kopfschütteln Antwort gegeben und dabei still bei sich gedacht: „Es giebt Dinge zwischen Himmel und Erde, wovon ein Frauenzimmer nichts zu wissen braucht!"

Er war auf dem Boden angekommen, wo auf hohen Gestellen einige tausend Tapetenrollen lagerten, an denen er, ohne sie anzublicken, vorbeiging, gerade auf die Thüre der Giebelwohnung zu. An die besagte Thüre war ein aus Kartenpapier hübsch geschnittener Schild genagelt, worauf mit rother Frakturschrift

schön geschrieben stand: „Bonaventura Spinola. Siegellackfabrikant."

Herr Mäntler klopfte an.

„Herein!" klang drinnen die schwache Stimme eines Greises und der Tapetenfabrikant folgte der Einladung.

Er trat in ein großes, dürftig meublirtes Gemach, welches Laboratorium, Küche und Wohnzimmer zugleich schien. Der häßliche Schellack- und Terpentingeruch, der heiße Dunst, der sich im Zimmer ausbreitete, bewiesen es, daß Herr Spinola auch am Sonntagmorgen seiner Hantirung nachging. In der That stand der Alte bei seinem Herd, auf welchem ein gelindes Kohlenfeuer unter einem Tiegel flammte; Siegellackformen lagen um ihn her und auf dem großen Arbeitstische waren mehrere Bogen Seidenpapier ausgebreitet, worauf fertige glänzende Siegellackstangen dem Stadium der Abkühlung überlassen waren.

Bonaventura Spinola war ein gekrümmtes, ausgedörrtes italienisches Männlein von etwa fünfundsechszig Jahren, mit hagerem Gesicht, tiefliegenden Augen und ungeheurer Glatze. Er war gekleidet in einen buntgeblümten zerfetzten Schlafrock, der, durch keinerlei Schnur gehalten, bei jeder hastigen Bewegung des lebhaften Alten malerisch und phantastisch die

dürre Figur umflatterte. Tüchtige chemische Kenntnisse, die der alte Mann besaß, hatten ihm freie Wohnung bei dem Tapetenfabrikanten verschafft, denn er ging diesem zur Hand bei der Farbenzubereitung für den Tapetendruck. Er war in der gedachten Beziehung von großem Nutzen für den Herrn Mäntler, da dieser selbst in der erwähnten Branche so unwissend wie ein Rohrsperling war.

Der Fabrikant begrüßte ziemlich hochmüthig den alten Italiener, der sich in seiner Beschäftigung nicht stören ließ und nur durch ein Kopfneigen zu verstehen gab, daß er von der Ankunft des Hausherrn Notiz genommen und daß ihm der Besuch nicht unwillkommen sei.

„Ich habe Ihnen etwas zu sagen, Spinola," brummte Herr Mäntler, indem er ohne Weiteres auf dem besten Stuhl, der sich im Zimmer befand, Platz nahm und sich dabei das Kinn rieb.

„O che bella cosa!" rief der Italiener mit höflicher Lebhaftigkeit, welche aber doch die Gleichgiltigkeit, die er wirklich empfand, nicht ganz verbergen konnte. „Was sollen sein?"

„Gestern auf der Reise von Dattelheim auf hier," begann der Tapetenfabrikant, „hatte ich einen Reisegefährten, der, als er zufällig meinen Namen ver=

nommen hatte, sich nach Ihnen erkundigte und sehr über Ihre Verhältnisse und Ihr früheres Leben orientirt schien. Er behauptete, daß er Sie in Oesterreich sehr genau gekannt habe und gab mir Auskunft über den Punkt, weshalb Sie eigentlich Ihre gute Stellung in der österreichischen Fabrik quittirten, um nach Norddeutschland, nach Dusterhausen zu gehen."

„Ich nicht wissen, was das sein," murmelte der Italiener, der noch immer mehr Interesse für seinen brodelnden Tiegel, als für das Gespräch zu empfinden schien.

„Er hat mir eine Mittheilung gemacht, die geradezu haarsträubend ist!" rief Herr Mäntler, unwillig an der Stuhllehne rüttelnd, daß die ganze Sitzmaschine knackte.

„Was sein das für ein Signor? Geben Sie mir den Namen des Signor. Cospetto, ich kenne viele Signori in Oesterreich!"

„Seinen Namen weiß ich nicht," versetzte Herr Mäntler. „Ich habe ihn nicht darum gefragt. Er sah aus, wie ein Südländer, dabei recht wie ein Spitzbube, dessen Bekanntschaft Ihnen durchaus keine Ehre macht, Spinola, da sie sogar an und für sich verdächtig sein würde, selbst wenn der unheimliche Mensch mir nicht Thatsachen aus Ihrer Vergangenheit erzählt

hätte, die für Sie höchst abscheulich, für mich und mein Haus aber äußerst unangenehm sind."

„Cospetto, er sein eine Lügner!"

„Nein, Spinola, ich bin überzeugt, daß er die Wahrheit gesagt hat; obgleich ich ihn eine Zeit lang für einen Räuber und Mörder hielt, zweifle ich doch nicht an der Wahrheit seiner Erzählung, denn daß er Sie genau kannte, wurde mir sogleich klar, als er über Sie zu sprechen anfing."

„Che dio mi guarde! er haben es gethan aus Bosheit!"

„Das ist allerdings möglich."

„O che burla! o che bestia! Er sein eine Kanaille, diese Signor! Was haben er gesagt? Per dio, er sein eine große Lügner, wenn er haben gesagt über mich etwas Böses."

„Sie haben in Oesterreich eine Tochter gehabt, Namens Paulina, nicht wahr Spinola?"

„Das sein wahr! Poveretta! Arme Paulina! Sie sein todt, sie sein lange todt!"

Der alte Italiener fuhr mit dem Zipfel seines Schlafrocks über die Augen. Eine so tiefe Wehmuth, ein so ungekünstelter Schmerz lag in seinen klagenden Worten, daß jeder vernünftige Mensch die darin lie-

gende W a h r h e i t hätte empfinden müssen. Aber Herr Mäntler war eben n i c h t vernünftig.

„Wissen Sie, was man mir gesagt hat?“ fragte er lauernd und sich wieder das Kinn krauend.

„Ich nicht wissen das! Es sein gewiß eine große Schlektigkeit!“

„Der Fremde, der selber aussah wie ein Mörder, hat mir gesagt, daß Ihre Tochter gestorben sei — gestorben sei an einem Dolchstoß.“

„Cospetto! es sein nicht wahr! Er sein eine Lügner, diese Signor, eine große Lügner!“

„Und er hat hinzugefügt,“ fuhr der Tapetenfabrikant fort, indem er aufstand und den Stuhl vor sich hinschob, gleichsam als schützendes Bollwerk, „er hat hinzugefügt, daß Sie es selbst gewesen sind — daß Sie selbst der Mörder gewesen sind, der der armen Paulina den Todesstoß versetzt hat!“

„Diavolo!“ schrie der alte Italiener, kreideweiß vor Wuth.

Er hatte mit einer eisernen Zange den Tiegel vom Feuer gehoben und schien einen Augenblick Lust zu haben, ihn seinem Hauswirth an den Kopf zu werfen. Doch besann er sich. Er setzte den Tiegel rasch hin und wandte sich dann zornbebend um.

„Sie sein wahnsinnig, Herr Mäntler!“ schrie er. „O che bella cosa! Sie sein wahnsinnig!“

„Nein,“ sagte kopfschüttelnd der Tapetenfabrikant, der, so feig er auch sonst war, vor dem alten kraftlosen Mann keine Furcht empfand, „ich nehme die Sache buchstäblich so, wie man sie mir gesagt hat. Es wird wohl nur zu wahr sein, und kurz, Spinola, ich will Sie nicht mehr haben in meinem Hause. Suchen Sie sich ein anderes Quartier! Von Anfang an sind Sie mir unheimlich gewesen, als Sie vor sechs Jahren in mein Haus kamen, und ich liebe unheimliche Menschen nicht. Weshalb verließen Sie Ihre gute Stellung in Oesterreich, wenn nicht ein bestimmter Grund Sie dazu antrieb? — Gewissenspein, Furcht vor der Justiz hat Sie weggetrieben . . . O, versuchen Sie nicht zu reden! Ich kenne die alten Geschichten! — Stephan Neumann, der Fayencefabrikant, hat Sie hergelockt, um mit Ihrer Hilfe farbige Porzellane herzustellen. Natürlich! das haben Sie mir oft gesagt! Sie konnten sich mit ihm nicht vertragen und trennten sich nach vierzehn Tagen schon von ihm. Da nahm ich Sie auf in Ihrer Noth, gab Ihnen Wohnung und die Mittel, eine kleine Siegellackindustrie zu begründen — ich that das, um Stephan

Neumann zu ärgern, mit dem ich verfeindet bin, weil er ein Lump ist . . .“

„Sie sein eine große Narr, Herr Mäntler!“ schrie der alte Italiener wüthend, „eine große Esel und Dummkopf! Ich bin Ihnen gewesen sehr viel nützlich! Cospetto, ich sein Ihnen nun vielleicht eine Last, nun Sie mir abgelernt meine Geheimniß. Poveretto mio! Sie wollen mich los sein, mich werfen auf die Straß — kommen mit große Bosheit und Schlektigkeit — o scelerata bestia! . . . Ich sein nicht gekommen als Brigant in diese Stadt — ich nicht haben gemordet mein liebes Kind — sie sein gestorben ganz natürlich! Carlo Neumann mich haben hergeschickt aus Triest. Carlo Neumann haben die Schuld, daß ich sein gekommen in diese Stadt!“

„Gut, so gehen Sie zu Stephan Neumann, dessen Neffe Schuld ist, daß Sie hierher gekommen sind. Sie sind mir nützlich gewesen, Spinola, das bestreite ich gar nicht, und ich werde Sie sehr vermissen, wenn Sie fort sind. Aber Sie sind mir nun unheimlich geworden und ich kann Sie nicht länger behalten im Hause. Meiner Frau, meinen Kindern gegenüber kann ich es nicht verantworten, einen Menschen Ihrer Art im Hause zu lassen, während ich abwesend auf Geschäftsreisen bin.“

„Lo vedremo ben presto!“ murmelte Bonaventura düster. „Es sein große Lügen! Es muß geben eine Gerektigkeit in dieses Land. Ich werde suchen die Gerektigkeit!“ —

In diesem Augenblick wurde an die Thüre geklopft und dieselbe geöffnet. Es war der Postbote, der einen Brief brachte für den Siegellackfabrikanten. Ziemlich zerstreut und gleichgiltig gegen eine etwaige Bestellung — denn eine solche vermuthete er, da er selten andere als Geschäftsbriefe empfing — erbrach der alte Italiener das Schreiben. Kaum aber hatte er die ersten Zeilen gelesen, als er einen Jubelruf ausstieß und einen Luftsprung machte, wie man ihn seinen schwachen Beinen gar nicht mehr hätte zutrauen sollen.

„Es sein gut!“ schrie er, „o, es sein schon gut! Ich werden ziehen aus, Herr Mäntler. Sie sein eine schlekte Mensch! O che bella cosa!“

„Dann ist es ja gut,“ brummte Herr Mäntler, der sehr erstaunt den alten Italiener betrachtete und schon an ein plötzliches Uebergeschnapptsein desselben glaubte.

„Ich nicht gebrauchen Sie mehr!“ rief Bonaventura freudig. „Sie sein eine große Narr und eine große Esel! Lesen Sie dieses Brief!“

Er reichte das Schreiben hin.

Der Tapetenfabrikant ergriff es begierig, aber — o weh! — es war ihm Griechisch — d. h. italienisch.

„Ich verstehe diese Sprache nicht," knurrte er.

„Nein," jubelte Bonaventura, „Sie verstehen nicht die schöne Sprache von Italia bella! Sie sein sehr dumm, ich weiß! Gehen Sie, gehen Sie! Ich werde ziehen heute aus. Verlassen Sie meine Wohnung. Addio!"

Er sagte dies fast befehlend.

Herr Mäntler ging. Wie er die Treppen hinabstolperte, brummte er allerlei unverständliches Zeug vor sich hin und in seinem Geiste stieg der unsichere Gedanke auf, daß er am Ende doch Tags zuvor den Mann mit dem Schnappmesser speciell zu seinem Unglück kennen gelernt habe.

Am Nachmittag zog der alte Italiener aus. Ein großer Karren kam und holte seine sämmtlichen Effekten. Der neugierige Tapetenfabrikant konnte die neue Adresse seines langjährigen Hausgenossen nicht erfahren. Es schien ihm fast, als ob der Karrenfuhrmann angewiesen sei, ihm ein Geheimniß daraus zu machen.

Nun, früher oder später mußte er es ja doch erfahren!

3.

Ausnahmsweise regnete es am folgenden Tage nicht, wenigstens nicht am Vormittage, als Herr Mäntler, der Geschäfte auf dem Zollamt zu erledigen gehabt, sich auf dem Heimwege befand. In der Gegend des Rathhauses, in welchem sich der Rathsweinkeller befindet, begegnete ihm einer von seinen Bekannten, ein Kaufmann. Dieser fragte ihn, ob er schon die große Neuigkeit wisse. „Nein!" entgegnete Herr Mäntler. — „Karl Neumann ist hier!" rief sein Freund. „Er sitzt drinnen im Keller und schwadronirt, daß die Wände wackeln! Komm mit!" — Der Kaufmann ergriff den Arm des Tapetenfabrikanten und Beide stiegen hinab in das ehrwürdige Lokal.

Zu den übrigen Lastern des Herrn Mäntler gehörte auch die Eigenheit, daß er hin und wieder einem Gläschen Wein nicht abhold war. Vollständig beruhigt darüber, daß ihm seine Tapetenfabrik nicht weglaufen würde, empfand er nicht die geringsten Gewissensbisse, als er am hellen Vormittag in den Rathskeller hinunterstieg, der eine ihm ganz vertraute Oertlichkeit war, der Schauplatz, wo er so oft geglänzt als Matador im Sechsundsechzigspiel.

Ganz ahnungslos schritt er der schrecklichsten Blamage seines Lebens entgegen.

Im großen Gewölbe saßen etwa zehn Herren um den großen runden Stammtisch, lauter Leute von sehr reputirlichem Aussehen und zum Theil dem Tapetenfabrikanten sehr gut bekannt. Auf dem Ehrenplatz im Divan saß, wie Herr Mäntler zu seinem größten Entsetzen bemerkte, der Pelzmützenmann mit dem Schnappmesser, sein Bekannter aus dem Eisenbahnwaggon, der eine mächtige Suada führte und die ganze Gesellschaft in beständiger Heiterkeit erhielt. Ihm zur Seite saß der alte Italiener Bonaventura Spinola, grinsend und lustig wie ein Kobold.

Weinflaschen standen auf dem Tische und auf einen Wink des Festgebers schleppte der dicke Wirth noch ein Glas herbei. Ehe sich's Herr Mäntler versah, saß er auf einem Rohrsessel inmitten der Tafelrunde und hatte vor sich ein Glas Hochheimer stehen.

„Da sein die große Narr, die große Esel!" knurrte der Italiener. „Cospetto, ich haben Lust, ihm zu werfen die Flasch an den Kopf!"

„Herr Mäntler und ich kennen uns bereits!" rief der Pelzmützenmann, dessen blitzende Augen spöttisch den Tapetenfabrikanten anfunkelten. „Wir haben von Dattelheim hierher eine wahre Vergnügungsfahrt mit einander gemacht, Sechsundsechzig gespielt u. s. w. Wollen Sie mir das glauben, meine Herren, daß der

erste Dusterhausener, dem ich nach einer Abwesenheit von zehn Jahren begegne auf der Heimfahrt, mich für einen Räuber und Mörder gehalten hat? Habe ich auf meinen Streifereien durch Norditalien, welches ich für ein Triester Haus bereiste, so sehr das Aussehen eines Banditen und Briganten angenommen, daß Herr Mäntler da mich nothwendigerweise für einen solchen nehmen mußte?"

Furchtbares Gelächter ringsum.

„Meine Herren!" stammelte der Tapetenfabrikant mit mühsam unterdrückter Wuth, „vernehmen Sie, was — wie — ich — —"

„Sie können nicht umhin, einzuräumen, daß die Sache sich so verhält!" rief Karl Neumann — denn dieser war es — mit großer Entschiedenheit.

„Cospetto!" kicherte der alte Italiener. „Er haben es zu mir gesagt, Carlo! und ich haben ihm geantwort: er sein eine große Narr! O che bella cosa!"

„Herr Neumann!" schrie der Tapetenfabrikant, „haben Sie nicht im Coupé ein Schnappmesser aus der Tasche gezogen?"

„Das habe ich gethan —"

„Nun gut! also —"

„Um mir die Spitze von einer Cigarre abzuschneiden. Können Sie behaupten, daß ich etwas Anderes that?"

Herr Mäntler schwieg.

„Sie fürchteten sich, Sie krochen unter die Bank," fuhr der Pelzmützenmann mit grausamem Behagen fort. „Sie wollten durchaus in ein anderes Coupé, der Schaffner kann es bezeugen. Sie waren so bleich wie der Tod und Ihre Zähne klapperten hörbar. Großmüthig und edel, wie ich bin, versuchte ich Sie zu beruhigen und lud Sie ein zu einer Partie Sechsundsechzig ..."

Neues Lachen, wo möglich noch toller als vorhin.

„Und dann," schrie der Tapetenfabrikant außer sich vor Zorn, „erzählten Sie mir Mordgeschichten, daß die Haare auf meinem Kopfe sich sträuben mußten. Sie brachten, ich weiß nicht mehr wie, das Gespräch auf den Italiener und behaupteten, daß Sie Bonaventura Spinola früher gekannt, und daß er sein einziges Kind, seine Tochter Paulina, durch einen Dolchstoß ins Jenseits geschickt habe!"

„O che burla!" kicherte der Siegellackfabrikant.

„Und daraufhin," hohnlachte Karl Neumann, „warfen Sie Ihr altes Faktotum aus dem Hause, daraufhin brachen Sie den Kontrakt mit ihm, wofür ich Ihnen sehr dankbar bin, weil es mir nun ganz ausgezeichnet zu Statten kommt. Verehrtester Herr Mäntler, ich bitte ich Sie, es gütigst zu entschuldigen,

daß ich Sie ein wenig zum Besten gehabt. — Ich übernehme jetzt die Fayencefabrik meines Onkels, der einst meinen alten reizbaren Freund hier verkannte und sich mit ihm überwarf. Mit der Hilfe meines geschickten alten Spinola werde ich der Fabrik einen neuen großartigen Aufschwung verleihen, nicht allein zum Segen für Dusterhausen, sondern auch für das ganze Land und die ganze Welt! — Herr Mäntler, übermorgen ist mein Geburtstag, ich gebe eine große Fete und lade Sie und alle Anwesenden hierdurch höflichst dazu ein!"

Der Pelzmützenmann stand auf und die Gesellschaft ging lachend auseinander.

Nur Herr Mäntler lachte nicht. Voller Wuth verließ er den Rathsweinkeller. „Dieser Karl Neumann ist ein noch viel größeres Scheusal als sein Onkel Stephan," flüsterte er seinem Freunde, dem Kaufmann, zu, als er mit ihm heimging. „Ich bin geprellt, beschwindelt — blamirt auf ganz niederträchtige Art!"

Das war nun freilich ganz richtig. Karl Neumann war wirklich ein großer Fanfaron, der in Italien und Oesterreich mehr tolle Streiche ausgeübt, als in Dusterhausen in tausend Jahren passirt sind. Was er im Rathhauskeller gesagt hatte, das führte er aus;

der Italiener fand in seinem Hause ein vortreffliches Unterkommen. Herr Mäntler aber ärgerte sich darüber ganz besonders, als ihm die nächste Mischung von Farben, die er für den Tapetendruck vorbereitet hatte, ohne Mithilfe des Alten total mißlang. Auch das Sechsundsechzigspiel sollte dem Tapetenfabrikanten auf lange Zeit vergällt werden, denn die Spielgenossen machten allzu boshafte Anspielungen. „Wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen." Herr Mäntler empfand die bittere Wahrheit dieses Sprichworts noch lange, lange Zeit.

Metamorphosen.

1.

Vor dem Thore steht ein altes verfallenes Haus in einem großen verwilderten Garten, dessen Ummauerung mit Eisenspitzen garnirt ist. Das Gebäude zeigt noch viele Spuren ehemaliger Pracht; ein in Sandstein gehauenes, ziemlich gut erhaltenes Wappenschild über dem Portal kündigt an, daß der Erbauer des Hauses zu den Vornehmen des Landes gehört haben muß. Es befanden sich in früherer Zeit mehr derartige Edelsitze vor dem Thore, welche die wetterwendische Laune der Zeit vernichtet hat, um Platz zu schaffen für Fabrikgebäude, Packhäuser und Eisenbahnschuppen. Nur das Einhornschlößchen — wie es nach dem Wappenthier auf dem Wappenschild genannt wird — ist bis jetzt noch der industriellen Metamor-

phose entgangen. Versteckt hinter dem dunklen Grün alter Taxuswände, liegt es mitten in der geschäftigen Vorstadt vereinsamt und still, doch umtost vom Straßenlärm. Der dicke schwarze Qualm aus den benachbarten hohen Fabrikschornsteinen zieht in Massen darüber hin und senkt sich auch bisweilen so tief, daß er den alten steinernen Zeugen aus der Vergangenheit in einen schwarzen rußigen Trauermantel fast gänzlich einhüllt.

Das war auch der Fall an einem windstillen heißen Junivormittag. Es sammelten sich Gewitterdünste in den oberen Luftschichten an, der Schornsteinrauch schlug zur Erde nieder, vermischte sich mit dem Straßenstaub und verbreitete weithin einen brenzlichen Geruch, der höchst unangenehm auf die Lunge fiel und also eine für die Athmungsorgane keineswegs besonders zuträgliche Atmosphäre schuf.

Auf der Freitreppe des alten verfallenen Hauses saß in einem ledergepolsterten Sorgenstuhl ein Greis, der wie eine aus dem Grabe geholte Mumie aussah, so verwittert und leichenfarbig war sein Gesicht, so gebrechlich und zusammengeschrumpft seine Gestalt. Doch in den Augen blitzte noch Leben, und das zornige Funkeln derselben zeigte deutlich, daß im Herzen des alten Mannes noch der Ingrimm hell auflodern

konnte. Er hüstelte heftig, und dann drang aus seiner Brust ein schweres Röcheln herauf.

„Sie werden mich noch ersticken mit ihrem verfluchten Steinkohlendampf“, murmelte er stöhnend, als der Hustenanfall vorüber war. „Lydia!“ rief er dann schwach.

Eine hübsche junge Dame in einfacher Kleidung trat alsbald, dem Rufe gehorsam, aus der offenen Thüre des Gartenzimmers. Sie war eine Blondine von etwa achtzehn Jahren mit wasserblauen träumerischen Augen und dem Ausdruck des Kummers auf dem bleichen jugendlichen Gesicht.

„Was wünschest Du, Großpapa?“ fragte sie mit sanfter Stimme.

„Ich wünsche hineingerollt zu werden“, sagte der Alte, voller Zorn an der Stuhllehne rüttelnd. „Ich ersticke in diesem niederträchtigen Qualm, der aus dem Schornstein unseres Nachbars kommt.“

„Der Rauch kommt aus allen Schornsteinen, Großpapa“, versetzte das junge Mädchen, sich umschauend. „Es ist wirklich arg damit heute Morgen. Man kann kaum den Katharinenkirchthurm sehen vor all dem Dunst.“

Sie erfaßte die Rückenlehne des Rollstuhls und

rollte ihn in das Gartenzimmer, dessen Thüre sie zumachte. Das veraltete unmoderne Mobiliar, die verbleichten und verschossenen Vorhänge verriethen es, daß der Reichthum nicht mehr im Einhornschlößchen zu Hause sei.

In der That war der alte Baron von Binder, der jetzt von Schmerzen gepeinigt, gelähmt und gichtgekrümmt den ganzen Tag über nicht von seinem Rollsessel aufkam, in seinen jüngeren Jahren ein so verschwenderischer Cavalier und Lebemann gewesen, daß nicht nur seine eigenen, sondern auch die Güter seiner längst verstorbenen Gemahlin ihm eines nach dem andern aus den Händen geglitten waren. Sein einziger Sohn hatte ihm redlich dabei geholfen, indessen die eigentlichen Tage der Armuth nicht erlebt, da er vor dem vollendeten dreißigsten Jahre in einem Duell gefallen war, nachdem er seinem Vater zum Possen nicht mit einer reichen Erbin, sondern mit einer reizenden Schauspielerin sich vermählt hatte, die ihm bald ins Grab gefolgt war, so sehr hatte sie sich gegrämt über den traurigen Vorfall. Nun lebte der alte Baron, dem die Knochenfaust des Todes schon auf der Achsel lag, in dem Einhornschlößchen, welches ihm nach der Auseinandersetzung mit zahllosen Gläubigern doch noch geblieben war, und wurde gehegt

und gepflegt von seiner Enkelin Lydia, die geduldig seine Launen und Zornausbrüche ertrug.

Der alte Edelmann ließ seinen Kopf auf die Kissen des Sessels zurücksinken und schloß die Augen, indeß seine Enkelin wieder an dem Fenster Platz nahm, wo ihr Stickrahmen lag.

Nach einiger Zeit ertönte die Klingel der Hausthüre, welche sich auf der anderen Seite des Hauses befand.

Lydia sprang auf von ihrem Stickrahmen und lief hinaus. Gleich kam sie zurück.

„Es ist Onkel Heidegg", sagte sie. „Er wünscht Dich zu sprechen, Großpapa."

„So mag er hereinkommen", keuchte der alte Edelmann.

Onkel Heidegg war der Bruder von Lydia's verstorbener Mutter, der Schauspielerin, selber Schauspieler und seit einigen Jahren Theaterdirector in der Stadt unserer Erzählung. Auf der Bühne pflegte er Salonmenschen und Chevaliers zu spielen. Er war ein Mann zwischen vierzig und fünfzig Jahren von noblem Aeußern und weltmännischer Haltung.

Als er hereingekommen war, nahm er auf des Barons Einladung ihm gegenüber Platz. Lydia nahm ihren Stickrahmen auf und ließ die Beiden allein.

„Herr Baron", sagte der Theaterdirector, „ich komme, um mit Ihnen zu sprechen über Lydia's Zukunft. Es ist Ihnen bekannt, daß meine Nichte in meinem Hause den jungen Herrn Theodor Gonze kennen gelernt hat, dessen Vater aus reiner Kunstliebe und Freundschaft für mich hier ein neues Theater erbaute. Sie können freilich die Herren Gonze und Sohn nicht leiden, weil sie ihre Fabrikschornsteine so nahe an Ihre Gartenmauer gerückt haben, daß es Ihnen lästig ist."

„Es ist in der That lästig", brummte der Baron. „Sie wollen mich ausräuchern, wie ich merke. So eben erst hat der verfluchte Steinkohlenqualm mich aus meinem Garten vertrieben. Sie stehlen mir das Sonnenlicht, das der Himmel meinen alten Knochen bestimmt hat."

„Warum veräußern Sie denn das Grundstück nicht an die Herren Gonze und Sohn für die ungeheure Summe, die man Ihnen geboten hat?"

„Weil es mir immer noch zu wenig ist. Eben weil meine sämmtlichen übrigen Besitzungen auf eine ziemlich heillose Art mir aus der Hand gerollt sind, scheint es mir, daß ich dies letzte kleine Eigenthum um so fester halten muß. Die Herren Gonze und Sohn haben 120,000 Thaler dafür geboten, dann

kam ein Speculant und bot 150,000, welcher sofort wieder von Gonze und Sohn um 10,000 überboten wurde. Ich stellte dann den Preis fest auf eine Viertelmillion und dabei soll es bleiben, bis Einer kommt und damit zufrieden ist."

„Es ist sehr viel Geld für ein kleines Grundstück, welches Ihnen nichts weiter bietet als eine unbequeme Wohnung."

„Wenn die Herren Gonze und Sohn ihre Fabrik erweitern wollen, so müssen sie mein Grundstück kaufen, und sie werden sich auch noch dazu entschließen, davon bin ich überzeugt. Eine Viertelmillion wird eine hübsche Mitgift sein für die kleine Lydia."

„Gewiß! auf den Gedanken ist auch der alte Herr Gonze gerathen, der als Theaterfreund noch immer für meine verstorbene Schwester schwärmt. Sein Sohn Theodor ist in Lydia verliebt, und ich glaube sicher, daß der junge Mann meiner Nichte nicht gleichgültig ist. Ich habe nun im Verein mit meinem Freund Gonze einen Plan ausgeheckt, der alle Parteien zufrieden stellen muß, wie mir scheint. Sie, Herr Baron, erhalten für Ihr Grundstück die geforderte Summe und willigen ein, daß Lydia sich mit Theodor verlobt —"

„Niemals!" schrie der alte Edelmann auffahrend.

„Aber —“

„Nein, nein! — Genug, daß mein Sohn eine Mesalliance beging! In meiner Enkelin hoffe ich einen Schimmer von dem alten Glanze meines Hauses wieder aufleben zu sehen, und für ihre passende Verbindung sorge ich!“

„Sie denken zu sehr an Ihren Stammbaum, Herr Baron, und zu wenig an Lydia.“

„Das kann wohl sein.“

„Theodor Gonze ist der einzige Sohn und Erbe meines alten Freundes. Er wird einst der Besitzer einer Million sein.“

„Sprechen wir nicht mehr davon!“

Herr Heidegg sah ein, daß die Partie für dies Mal verloren sei. Nach einem weiteren kleinen Gespräch über gleichgültige Gegenstände erhob er sich, um zu gehen. Er müsse um ein Uhr eine Probe abhalten, sagte er. Ein neues Sensationsstück, „Reichthum und Adelstolz“ betitelt, habe er in Scene zu setzen. Er erbat für Lydia die Erlaubniß, der ersten Vorstellung am nächsten Sonntag beiwohnen zu dürfen. Der Baron gab nach einigem Knurren ziemlich unwirsch hierzu seine Einwilligung.

Der Theaterdirector traf, als er fortging, draußen auf dem Flur seine Nichte. „Es ist vorläufig

keine Hoffnung, armes Kind", sagte er zärtlich, „Dein Großvater ist so eigensinnig wie ein Brabantio, und es scheint, daß er für Dich einen Herzog in petto hat. Alles, was ich erreicht habe, ist, daß Du am Sonntag das Theater besuchen darfst. Deine Tante wird Dich in meinem Wagen abholen. Leb wohl, meine kleine Lydia!"

Er küßte sie mit väterlicher Zärtlichkeit auf die Stirn und verließ gleich darauf das Haus.

Als er fort war, preßte Lydia ihre heiße Stirn an das kalte Fensterglas. Ihre Augen wurden feucht und ihrer Brust entrangen sich Seufzer. Warum wollte denn ihr Onkel sie mit aller Gewalt an einen Millionär verheirathen? Weshalb bestand ihr Großpapa darauf, daß ihr Zukünftiger ein Herzog, ein Graf, ein Kammerherr oder sonst etwas Hochadliges sein müsse? Warum befragen sie nicht Dein Herz, arme Lydia? Dein angstvoll pochendes Herzchen — es hat ja schon gewählt! —

2.

Herr Heidegg, der Theaterdirector, war ein spekulativer Mann, der sein Geschäft verstand. Er fragte wenig nach Schiller, Goethe und Shakespeare —

wenn er auch hin und wieder als gebildeter Künstler ein classisches Citat nicht verschmähte —, sondern stellte sein Repertoire aus Berliner Possen und modernen Sensationsstücken zusammen, die ja immer sehr viel Glück machen, namentlich wenn sie recht abgeschmackt sind. Einen sehr glücklichen Griff hatte er nach seiner Meinung mit dem neuen Drama „Reichthum und Adelstolz" gethan, namentlich weil er für die Hauptrolle in dem Stück einen trefflichen Repräsentanten besaß. Alban Frei war der wahre oder angenommene Name des talentvollen jungen Schauspielers, der durch sein vortreffliches Spiel die ganze Stadt enthusiasmirte. Er war plötzlich am Himmel der Kunst aufgetaucht, Niemand hatte früher von ihm gehört. Man wunderte sich allgemein, daß das Hoftheater sich einen solchen ersten Liebhaber habe entgehen lassen, und pries die Einsicht des Directors Heidegg, der gleich zu einem Engagement bereit gewesen war, als der junge Mann, den die Hoftheaterintendanz mit seinem Gesuch um eine Debutrolle zurückgewiesen hatte, sich ihm anbot.

Alban Frei war ein junger Mann von nur zweiundzwanzig Jahren und eine so jugendkräftige, frische und hübsche Erscheinung mit braunlockigem Haupthaar, kokettem Schnurrbärtchen und feurigen Augen, daß alle jungen Damen in sämmtlichen

Mädchenpensionaten der Stadt in ihren Privatgesprächen es versicherten und insgeheim in ihre Tagebücher eintrugen: er sei so schön wie der Morgenstern. Er verkehrte frei und zwanglos mit der haute volée, war stets gekleidet wie ein Cavalier, ritt wie ein Husarenoffizier und tanzte wie ein Gott — sofern ein solcher überhaupt tanzen kann. Seine Erziehung war eine so gute, wie nur je ein Weltmann sie gehabt hat. Er war voller Witz, Laune und Heiterkeit und deshalb als unterhaltender Gesellschafter sehr beliebt.

Als solcher verkehrte er selbstverständlich sehr viel im Hause des Directors Heidegg und er war auch an dem Sonntagnachmittag, welcher der Vorstellung des neuen Dramas „Reichthum und Adelstolz" vorausging, dort anwesend in der kleinen Gesellschaft, welche aus dem Director und dessen Frau, den Herren Gonze senior und junior, Baronesse Lydia von Binder und der alten Mutter des Hausherrn bestand.

Der alte kranke sterbenselende Baron konnte doch nichts dagegen haben, daß seine Enkelin hin und wieder ihren Onkel Theaterdirector besuchte, und war es seit einiger Zeit schon gewohnt, daß die Kutsche an solchen Einladungstagen um zwei Uhr kam und Lydia entführte, die dann den Nachmittag in Gesell-

schaft der Familie ihres Onkels zubrachte und Abends nach der Theatervorstellung erst wieder nach Hause fuhr.

Die Gesellschaft unterhielt sich recht angenehm im Salon, wo Frau Heidegg, eine berühmte Künstlerin, mit unnachahmlicher Anmuth die Honneurs machte und durch ihr anziehendes Geplauder jene Heiterkeit verbreitete, welche nun einmal zur vollkommenen menschlichen Glückseligkeit gehört. Die Theaterankdoten jagten sich selbstverständlich und Herr Frei ließ sich auf manchen kleinen Witzkampf ein mit dem Herrn und der Herrin des Hauses, wozu denn die Herren Gonze senior und junior, wenn sie sonst nichts beizutragen wußten, wenigstens den lebhaftesten Beifall spendeten. Es wurde auch viel gesprochen über den zu erhoffenden Erfolg des neuen Stücks, in welchem der junge witzige Schauspieler die Hauptrolle spielen sollte, und zwar einen jungen Taugenichts aus guter Familie, der im Wechsel des Lebens im Kampf um das Dasein geläutert und gebessert wird und selbstverständlich im fünften Act die Hauptheldin, das übermenschlich liebliche Engelsgeschöpf Fräulein So und so zur Frau bekommt.

Lydia saß in dieser heiteren Gesellschaft, die so grell gegen die Dumpfheit ihres Daheims abstach,

ziemlich bedrückt und still. So sehr Herr Frei es auch darauf absah, gerade sie amüsiren zu wollen, so schien es doch, als ob sie seine Blicke nicht zu erwiedern vermöchte, und nur verstohlen lächelte sie bisweilen über die geistreichen Einfälle, die der junge Mann zum Besten gab. Gegen die Aufmerksamkeiten und Galanterien des neben ihr sitzenden Herren Theodor Gonze junior, eines jungen Mannes von eleganter Tournüre und angenehmem Aussehen mit schmalem Gesicht und sorgfältig gepflegtem Backenbart, bewies sie sich so gleichgiltig und einsilbig, wenn auch stets freundlich, daß die heitere Tante ihr scherzend ein paar Male ihre übergroße Schüchternheit zum Vorwurf machte.

Sie erwiederte, das sie im Hause ihres Onkels immer an ihre verstorbene arme Mutter denken müsse, deren vortrefflich in Oel gemaltes Portrait sich in einem Nebenzimmer befinde. Der ganzen Gesellschaft war das Bild recht gut bekannt; man hatte es oft bewundert; es zeigte die längst Hingeschiedene in voller strahlender Jugendschöne im romantischen Costüm der Julia in Shakespeare's Liebesdrama. Niemand wunderte sich also darüber, als die Baronesse gegen vier Uhr sich von der Gesellschaft auf einen Augenblick zurückzog. „Geh zu deiner guten Mutter, liebes Kind",

sagte die Tante zärtlich, einen Kuß auf ihre Stirne hauchend, und Lydia verschwand.

Wenige Minuten später brach Herr Frei auf. Er müsse vor der Vorstellung noch einmal flüchtig seine Rolle durchsehen, erklärte er und empfahl sich.

Man fand den Entschuldigungsgrund zureichend und drang nicht weiter in ihn, zu bleiben. Vielleicht wäre er bei längerem Verweilen auch nur im Wege gewesen, denn gleich nach seiner Entfernung rückten die Herren Gonze und Sohn näher zu Herrn Heidegg hinüber. Alle drei steckten vertraulich die Köpfe zusammen und hielten einen weisen Rath. —

Unterdessen stand die Baronesse vor dem Bildniß ihrer Mutter. Sie hatte ihre Händchen gefaltet und schaute mit einem angstvoll fragenden Blick zu der Juliagestalt auf. Im unsterblichen Liebesgeplauder hatten sich einst die schönen, jetzt vermoderten Lippen bewegt:

„Gern hielt ich streng auf Sitte, möchte gern
Verleugnen, was ich sprach: doch weg mit Förmlichkeit! . . .

hatten die rosigen Lippen droben einst gesagt. War es denn nun so recht? — O, die angstvoll stumme Frage der jungen Dame hatte den Inhalt: „Wenn Du, Mama, die Künstlerin, dich in Papa, den Baron,

verliebtest: kann es denn nicht auch einer Baronesse gestattet sein, daß sie sich in einen Künstler verliebt?" —

„Lydia!" sagte leise eine Stimme.

Die Baronesse zuckte zusammen und wandte sich um. Es war der junge Schauspieler, der mit unhörbaren Schritten leise ins Zimmer getreten war. Er nahte sich ihr und drückte einen langen Kuß auf ihren Mund.

O über die Metaphysik der Liebe! Was verstanden die beiden rechnenden Geschäftsleute, was verstand der speculative Theaterdirector drinnen von der intimen Herzenspolitik? Nein, Herr Theodor Gonze drinnen hatte keine Ahnung davon, daß ihm schon ein Anderer zuvorgekommen war mit siegendem Erfolg. Er kannte wohl nicht das alte Lied:

„Willst du dein Herz mir schenken,
So fang es heimlich an,
Daß unser Beider Denken
Niemand errathen kann."

Aber Alban Frei kannte es und er hatte dies kleine zitternde, furchtsame Mädchenherz erobert, so in aller Stille, in heimlicher Liebeswerbung, wie Romeo seine Julia gewann.

Und so war es gut! Die Julia dort oben an der Wand schien mit dem Lächeln des Beifalls auf

den Lippen niederzuschauen auf das jugendliche Liebespaar.

„Ich fürchte, Lydia", sagte der junge Mann zärtlich mit gedämpfter Stimme, „daß Du Dich ängstigst. Herr Theodor Gonze hat Absichten auf Dich, Du geliebtes Herz, und Dein Onkel scheint sie zu begünstigen. Ich bin deswegen ganz ruhig und sorglos. Sei Du es doch auch!"

„Alban", flüsterte die junge Dame, „so lange mein Großpapa lebt, bin ich sicher vor dem Herrn Theodor, denn er giebt niemals seine Einwilligung dazu. Aber, o Gott! wenn er wüßte — wenn er wüßte — — Er denkt auch an meine Zukunft und hat vielleicht schon einen vornehmen Herrn für mich ausgesucht . . . . Ich werde ja gar nicht gefragt! . . ."

„Die Liebe verträgt keinen Zwang. Wenn Du nicht willst, so sind sie machtlos."

„Aber mein Großpapa wird mich zwingen! Er wird sich sehr wenig darum bekümmern, ob ich will oder nicht."

„Du brauchst es ja nicht zu erdulden."

„O, lieber erdulde ich den Tod!"

„Du könntest ja mit mir entfliehen."

„Wenn es sein muß, so will ich Dir folgen bis ans Ende der Welt, Alban!"

„Es ist nicht nöthig, mein Herz", murmelte Alban entzückt. „Ich bin nicht das, wofür die Welt mich hält, und lache über die Launen Deines Großpapas und über die Berechnungen Deines Onkels. Unsere Liebe wird siegreich sein, weil sie echt und wahr ist. Glaubst Du, daß etwas Falschheit mit dabei im Spiel ist?"

Er lächelte, als er die Frage stellte.

„Nein, Alban", lispelte die junge Dame vertrauensvoll.

„Und Du hast auch Recht, Lydia", sagte er ernst, „obgleich das Ende doch etwas anders sein wird, als Du denkst.

„Das Ende?"

„Das Ende Deiner Besorgnisse und der Anfang Deines Glückes, welches kein Ende haben soll, das schwöre ich Dir zu, Lydia!"

Schon seit einiger Zeit waren die Stimmen der im Salon mit einander sprechenden Herren lauter geworden und einzelne Worte bis zu unserem Liebespaar gedrungen. Nur ein Zimmer trennte die Beiden von der Gesellschaft. Auf die verlorenen Worte hatten sie nicht geachtet, obgleich kein über den Teppich huschender Schritt ihrer aufmerksamen Vorsicht entgangen wäre. Jetzt aber, als Alban eben die überschwengliche

Versicherung gegeben hatte und Lydia nachdenklich das Köpfchen sinken ließ, hallten zu ihnen die im triumphirenden Tone gesprochenen Worte des alten Herrn Gonze, der mit lauter Stimme und dem Anschein nach sehr vergnüglich sagte: „Ja, ja, eine heimliche Verlobung, so wird es am Besten sein!“

„Hörst Du?“ flüsterte Lydia entsetzt.

Alban lachte spöttisch.

„Wenn Dein Onkel Dir einen derartigen Vorschlag macht“, sagte er leise, „so sage ihm nur, daß Du bereits heimlich verlobt bist mit mir, dem Schauspieler Alban Frei.“

„Nein, das wage ich nicht zu sagen, Alban. Doch Du kannst ganz unbesorgt sein. Ich lasse mich nicht heimlich verloben mit dem Herrn Theodor.“

„Ich bin auch wirklich ganz unbesorgt deshalb, Lydia. Morgen werde ich Deinen Großpapa besuchen. Ich habe ihn, als ich ein Knabe war, recht gut gekannt.“

„O, wenn das ist —“

„Ich will schon mit ihm fertig werden, Lydia. Der alte Herr wird ganz entzückt sein, wenn er mich sieht.“

Die ziemlich erstaunte Baronesse wollte eben den

Mund zu einer Frage öffnen, als drinnen im Zimmer die Salonthüre leise knarrte.

„Lydia!“ rief die Tante.

„Geh, geh Alban!“ hauchte die junge Dame kaum hörbar. „Adieu, adieu für heute!“

„Ich sehe Dich noch im Theater“, flüsterte der junge Schauspieler erregt, „und morgen besuche ich Dich in Deinem Schlößchen. Adieu, mein Herz!“

Ein flüchtiger Kuß noch und dann war er mit einem Husch aus dem Zimmer, dessen Thüre ganz geräuschlos zuging. Es war auch die höchste Zeit, denn fast im nämlichen Moment trat die Tante herein.

„Ei, mein Kind“, rief die heitere Künstlerin arglos, „lebe auch ein wenig für die lustige Gegenwart und träume nicht immer von der düsteren Vergangenheit! Komm zur Gesellschaft! Der junge Herr Gonze hat sich schon über Dein langes Ausbleiben beschwert.“

Lydia schaute seufzend noch einmal das Bildniß ihrer Mutter an und leistete dann der Aufforderung Folge.

Im Verlauf des Nachmittags blieb sie einsilbig und zerstreut. Sie zeigte sich durchaus nicht so besonders empfänglich für die Liebenswürdigkeiten des Herrn Theodor, der ihr sehr angenehme Dinge sagte

und sich im trügerischen Selbstwahn ganz im Stillen für ihr heimliches Idol hielt.

Es war unterdeß sechs Uhr geworden und die beiden Herren Gonze empfahlen sich, wobei Herr Theodor die Hoffnung aussprach auf ein Wiedersehen im Theater.

Als sie fort waren, machte Onkel Heidegg die ernstesten Anstalten zu einem wichtigen Gespräch mit Lydia. Er nahm ihr gegenüber Platz und hielt mit dem vollkommenen Anstande eines würdigen Theater-Salon-Vaters oder Onkels folgende Rede:

„Liebe Lydia, als ich am Donnerstag bei Deinem Großvater als Freiwerber für Herrn Theodor Gonze erschien, um für ihn um Deine Hand anzuhalten, wurde ich von dem alten eigensinnigen Herrn mit meinem höchst vernünftigen und sehr vortheilhaften Antrag abgewiesen. Es ist wohl anzunehmen, daß die Tage des alten Barons gezählt sind, daß der barmherzige Todesschlaf ihn bald von seinen Leiden befreien wird. Sein Eigensinn wird also voraussichtlich nicht lange mehr ein Hemmniß sein für eine Verbindung, wie sie zu Deinem Besten projectirt wird. Herr Theodor Gonze ist bereit, mit Dir eine heimliche Verlobung einzugehen, die erst nach dem Ableben Deines Großvaters öffentlich bekannt werden dürfte. Mein Freund und Gönner, der alte

Herr Gonze, ist mit einem solchen Uebereinkommen ganz und gar einverstanden, und er würde im Falle des Zustandekommens Deinem Großvater bereitwillig für dessen kleines Besitzthum, welches er nothwendig für die Erweiterung seiner Fabrik bedarf, den ungeheuren geforderten Preis von einer Viertelmillion Thaler bezahlen, in der sicheren Voraussicht selbstverständlich, daß diese große Summe seinem Sohne einst als Dein Heirathsgut wieder zufallen würde. Die letzte Lebenszeit deines armen Großvaters würde im Falle eines solchen Arrangements sanft verfließen im ruhigen Genuß jeglichen Comforts, den er jetzt doch so schmerzlich entbehren muß. Kann Deine Moral sich zu einem so frommen kindlichen Betrug entschließen? Was meinst Du, Lydia?"

„Nein, Onkel."

„Wie?"

„Ich kann meinen Großpapa nicht betrügen und auch liebe ich Herrn Theodor gar nicht."

„Ist er nicht ein liebenswerther junger Mann? Ist er nicht hübsch? Mit welcher Achtung, mit welcher Zartheit hat er Dich nicht in diesem letzten Monat mit Aufmerksamkeiten überhäuft!"

„O ja, das wohl! aber —"

„Es ist die glänzendste Partie, die Du machen

kannst, Lydia. Ich glaubte Dich empfänglicher zu finden für den Zauber des Reichthums."

„Was kann das Alles helfen, Onkel, wenn ich den Herrn Theodor doch nicht liebe? Ich habe es auch nicht nöthig, ihn zu heirathen, da mein Großpapa es nicht haben will!"

„Ich hoffe noch immer, Lydia", sagte der Theaterdirector ernst, „daß das nicht Dein letztes Wort sein wird, und will deshalb das Resultat unserer Unterredung vorläufig noch nicht meinem jungen Freunde Theodor mittheilen, schon aus dem Grunde nicht, weil die Verzweiflung ihn packen könnte, denn er hofft voll Zuversicht und liebt Dich innig!"

„Ich glaube das nicht, Onkel", war Alles, was Lydia ihrem Verwandten leise erwiederte. Sie wußte wohl, was heiße innige Liebe sei, und empfand wenig Mitleid für den mit kalter Förmlichkeit anbetenden Herrn Theodor.

Der Theaterdirector stand auf. Das gänzliche Fehlschlagen seines Planes hatte ihn etwas unmuthig gemacht, doch zeigte er deshalb gegen seine Nichte keine Unfreundlichkeit.

„Meine Pflichten rufen mich ins Theater", sagte er, auf seine Uhr sehend. „Der Wagen wartet vor der Thüre, um auch Dich hinzubringen, Lydia. Deine

Tante, welche in dem Stück keine Rolle hat, wird mit Dir fahren und bei Dir in der Loge bleiben während der Vorstellung.“ —

Eine halbe Stunde später saß Lydia in der Theaterloge. In ihrem Köpfchen herrschte, wie man sich denken kann, nach zwei so aufregenden Gesprächen ein ziemlicher Gedankenwirrwarr. Sie beachtete kaum die glänzenden Toiletten, in welchen rechts und links von ihrem Sitz sich die Damen der haute volée präsentirten; ja, sie hatte nicht einmal einen Blick übrig für den ältlichen vornehmen Herrn, auf dessen Brust ein großer Ordensstern funkelte und der dicht neben ihr in der benachbarten Loge saß und sie doch bisweilen mit einem freundlichen und wohlwollenden Blick ansah.

Das Haus war in allen seinen Abtheilungen vollständig überfüllt. Für das Stück war gewaltig Reclame gemacht worden. Es wurde allgemein behauptet, daß der Verfasser desselben ein Prinz von Geblüt sei, und deshalb zweifelte auch kein vernünftiger Mensch an dem pyramidalen Erfolg.

Die letzten Tacte der Musik klangen ins wesenlose Nichts hinüber, die Logen- und Parquetgespräche verstummten, unter einem allgemeinen „Ah!“ ging der Vorhang in die Höhe und das Stück begann.

Es war ein modernes Sensationsstück, d. h. ein Monstrum voller Unwahrscheinlichkeiten, Effecthaschereien und Unsinn, welches auf der Basis der Unmöglichkeit mit nicht geringem Geschick aufgebaut war. Es fand ungeheuren Beifall und der Verfasser wurde sechs oder sieben Male hervorgerufen. Statt seiner erschien aber jedesmal ein Regisseur, um die schuldige Verneigung der Dankbarkeit zu machen. Höchst wahrscheinlich war der Autor so vornehm, daß er es niemals gelernt hatte, wie man eine Verneigung macht, so daß er schon aus dem Grunde dem Publikum nur mit seinem „Geist", nicht aber mit seiner Person tributpflichtig werden konnte.

Fast ebenso oft wurde der jugendliche Held und Träger der Hauptrolle, Herr Alban Frei, hervorgerufen, der im Laufe des Stückes die aufregendsten und sonderbarsten Abenteuer bestand und abwechselnd bald ein ganz fabelhaft merkwürdiger Taugenichts, bald ein mit entsetzlich moralischen Redensarten ausgefütterter Tugendjüngling war. Alle Welt klatschte ihm Beifall und auch Lydia setzte nach jeder seiner Tiraden freudezitternd ihre kleinen behandschuhten Hände in Bewegung. Nebenan in der Loge schien der vornehme Herr mit dem Ordensstern auch ein besonderes Interesse an dem talentvollen jungen Schauspieler zu

nehmen, denn er erging sich bisweilen in leisen unverständlichen Ausrufen des Staunens. Als nach dem Schlusse des Stückes der Vorhang sich noch einmal hob und auf allgemeines Begehren der Held Hand in Hand mit der glücklich nach mancher überstandenen Mühsal eroberten Heldin Fräulein So und so erschien, mit dem Lächeln des Triumphes auf den Lippen und sich graziös verneigend, als ein donnerndes „Bravo!“ durch das Haus hallte, da wandte der Gefeierte sein Antlitz voll der Loge zu, wo Lydia saß, und sie erröthete vor Vergnügen, denn nie hatte sie ihn so strahlend schön gesehen. Zur nämlichen Zeit aber bog sich der vornehme Herr mit dem Ordensstern höchst aufgeregt über die Brüstung seiner Loge mit dem halblauten und ärgerlichen Ausruf: „Den Teufel auch! er ist es doch!“ — Lydia hörte das nicht. Wie im Traum befangen verließ sie das Theater. Gleich darauf rasselte sie in der Kutsche der Vorstadt zu. Aus dem glänzenden Nebel der Traumwelt erhob sich bald düster und traurig vor ihren Blicken das Einhornschlößchen mit seiner Verödung, mit seinen verwilderten Taxusgängen und zerbrochenen Statuen, den alt und hinfällig gewordenen Zeugen der Fröhlichkeit eines vergangenen Jahrhunderts.

3.

Am Montag Vormittag lag der Steinkohlendampf nicht auf der Erde, denn ein frischer Luftzug trieb ihn rasch fort. Der Himmel war klar und wolkenlos, so sonnig und lieblich war es im Freien, daß wer einmal draußen war, gewiß nicht so bald in die dumpfe Stube zurückging.

Der alte kranke Baron saß, wie gewöhnlich, festgebannt in seinem Lehnsessel, der aber trotz der schönen Witterung nicht auf die Freitreppe des Gartenzimmers hinaus-, sondern in das Besuchszimmer hineingerollt war, wo ein vornehmer Herr mit einem Ordensstern auf der Brust auf einem andern Sessel Platz genommen hatte.

Es war der Freiherr von Sacken aus Livland, ein Jugendfreund des Barons. Vor fünfzehn Jahren hatten die Beiden sich zum letzten Male gesehen, und vielleicht hätten sie sich niemals mehr gesehen, wenn nicht ein besonderer Umstand den Freiherrn nach dem Einhornschlößchen hinausgetrieben hätte. Es war allerdings ein zwingender, ein zureichender Grund, der ihn veranlaßte, seine Reise nach Karlsbad um einige Tage zu verzögern.

„Es ist so, mein lieber Baron“, sagte er zu

seinem gebrechlichen Freunde, „der junge Tollkopf, von dem ich sprach, hat mich vorausgeschickt, weil er sich nicht recht hereingetraut, bevor er weiß, daß Sie gut gelaunt sind.“

„Mein lieber von Sacken“, keuchte der kranke Edelmann, „Sie halten bei mir als Vormund Ihres Neffen, des Grafen von Lieven, für den jungen Mann um die Hand meiner Enkelin an. Ich besinne mich recht gut auf einen kleinen Knaben von sechs oder sieben Jahren, den Sie mir vor 14 oder 15 Jahren einmal als Grafen von Lieven und Besitzer ungeheurer Gütercomplexe vorstellten. Aber zum Henker! ich begreife nicht, wo der junge Graf meine kleine Lydia kennen gelernt haben kann, denn hier im Einhornschlößchen hat er niemals seine Aufwartung gemacht.“

„Der Phantast zog es vor, auf Umwegen zu wandeln“, versetzte der Freiherr lächelnd. „Und er ist dabei ganz gut ans Ziel gekommen“, fügte er hinzu, indem er aufstand und den Rollsessel des Barons dicht ans Fenster schob. „Sehen Sie nur, wie vertraut die Beiden dort im Garten sind! Alban Graf von Lieven, vermählt mit Lydia Baronesse von Binder — nun, ich denke, das wird sich ganz gut ausnehmen im

Gothaischen genealogischen Kalender und im Kreuzzeitungs-Inserat."

„Ja, wahrhaftig!" rief der Baron, indem er mit tiefem Erstaunen den schönen jungen Mann ansah, der draußen im Taxusgang des Gartens ganz keck seinen Arm um Lydia's Taille schlang. „Wirklich, Herr Bruder, das ist ein erquicklicher Anblick in diesem industriellen und papierenen Jahrhundert! Vor hundert Jahren vielleicht hat in dem Taxusgang da der letzte Cavalier der alten Zeit seine Dame gehascht. Jetzt kommt der Fanfaron und beginnt von Neuem das Spiel. Es ist jetzt nicht mehr so todtenstill drunten und sogar die alten Statuen sehen freundlicher aus wie sonst."

„Alban verließ mich im März, um ein wenig in Europa umherzustreifen, und ich hatte ihm sechszehntausend Thaler in die Tasche gesteckt", erzählte der Freiherr. „Als er hier ankam, hatte er nur noch zweihundert Thaler. Er war in Berlin in ziemlich schlechte Gesellschaft gerathen und man hatte ihn in einer noblen Spielhölle ganz gewaltig gerupft. Ich hatte ihn selbstverständlich mit den besten Ermahnungen entlassen, ihn ganz ernstlich vor solchen leichtsinnigen und nachtheiligen Bekanntschaften und Verbindungen gewarnt, allein er mußte das Lehrgeld

natürlich ebenso gut bezahlen, wie wir es in unserer Jugend haben bezahlen müssen, Sie sowohl wie ich, lieber Baron."

„Das versteht sich, Herr Bruder", stöhnte der kranke alte Cavalier mit geisterhaftem Lächeln. Erinnerungen an sonderbare und tolle Geschichten aus seiner Jugendzeit stiegen wohl schattenhaft vor seinem Geiste auf.

„Alban schämte sich seiner Thorheiten und scheute sich, mir davon Kenntniß zu geben", fuhr der Freiherr fort. „In den glänzenden Cirkeln von Mitau war ihm immer das ausgezeichnetste Schauspielertalent zugesprochen worden und er hatte auf dem dortigen adeligen Liebhabertheater wohl hundert Male so wunderbar gut gespielt, daß selbst die feinsten Kenner entzückt und überrascht waren von seinem Talent. Er kam also in seiner Noth auf den phantastischen Gedanken, sich durch sein Talent eine Zeitlang fortzuhelfen, wenigstens so lange, bis er mit Anstand eine neue Summe von mir verlangen konnte. Er ging zu dem Theaterdirector Heidegg, der ja mit Ihnen verwandt ist, Herr Bruder, und wurde von ihm sofort als erster Liebhaber mit 120 Thalern Monatsgage engagirt."

„Ah!“ pfauchte der Baron, dem plötzlich ein Licht aufging.

„Als solcher hat er unter dem Namen Alban Frei hier mit vielem Beifall gespielt und ich habe ihn gestern Abend selber zu meinem großen Erstaunen — denn ich hatte ja keine Ahnung von seinem tollen Streich und wähnte ihn in Wien — im Theater auftreten sehen in der Hauptrolle des neuen Stückes, welches einen Prinzen von Geblüt zum Autor haben soll.“

„O, o, o!“ kicherte der Baron, „welch eine herrliche romantische Zeit! Ein Prinz von Geblüt schreibt Possenspiele für den großen Haufen und ein Abkömmling des Edelsten der alten Schwertritter wird ohne Weiteres Comödiant!“

„Mit den Sitten, Gedanken und Meinungen verändern sich von Jahrhundert zu Jahrhundert auch die tollen Streiche der jungen Welt“, meinte Alban's Vormund lachend. „Nur die Liebesavanturen bleiben so ziemlich immer dieselben. Die Geschichte der schönen Helena hat sich z. B. in den letzten dreitausend Jahren sicherlich dreitausend Male wiederholt. — Im Hause des Theaterdirectors Heidegg lernte Alban Ihre Enkelin, die Baronesse Lydia, kennen und eroberte mit großem Geschick ihr Herzchen. Es ist eine

echte, rechte romantische Liebe, Herr Bruder, denn eben jetzt erst ist der Schelm draußen beschäftigt, seiner Geliebten die wundersame Eröffnung zu machen, daß er eigentlich ein reicher livländischer Graf und kein armer Teufel von Künstler ist.“

Der Freiherr lachte herzlich, nachdem er die ganze Geschichte erzählt hatte, und der alte arme Baron lachte auch und zwar so heftig, daß sein schlimmer Husten dadurch erregt wurde, der ihn dem Erstickungstod überliefert haben würde, hätte der Andere ihn nicht sanft und sachkundig auf den Rücken geklopft.

Sie riefen dann die jungen Leute herein und ertheilten zusammen feierlich ihren Segen zu der Verbindung. Lydia war nun die glücklichste Braut, Alban der glücklichste Bräutigam.

Wie ein Lauffeuer ging die Nachricht von dem erstaunlichen Liebesabenteuer durch die Stadt. Die Herren Gonze und Sohn waren außer sich vor Bestürzung, erholten sich aber doch nach einiger Zeit, als ihnen das Grundstück mit dem Einhornschlößchen für 200,000 Thaler überlassen ward. Der alte arme Baron wurde mit vieler Mühe glücklich nach Livland transportirt; dort sah er noch einige Monate das

Glück des jungen Paares, dann trat er die große Reise nach dem unerforschlichen Jenseits an.

Der Theaterdirector Heidegg aber pflegte in späteren Jahren noch häufig zu sagen: „Der vollkommenste Tausendsasa von einem ersten Liebhaber, den ich in meinem Leben gesehen habe, war und bleibt Alban Frei!“

Axel Malmström.

1.

In tiefer Nachtruhe lag die alte Ostseestadt. Verlassen waren die öffentlichen Plätze, die Gassen, Quais und Schiffsverdecke. Die Wächter hatten eben ihre Runde beendet.

Plötzlich wurde die lautlose Stille unterbrochen. Ein gewaltiger Knall erscholl in der stattlichen Hafengasse, in den oberen Räumen eines ansehnlichen Hauses. Die Fensterscheiben der ganzen Etage erklirrten. Der große Corridor fing den Schall auf und warf ihn dumpf zurück.

In der unteren Etage wurde es lebendig. Die Besitzerin des Hauses stürzte halb angekleidet auf den Flur. Von der andern Seite trat der unten wohnende Miethsmann, der Gewürzkrämer Brink, aus

seinem Gewölbe. Beide schauten sich entsetzt an im matten Schimmer der halberloschenen Flurlampe.

„Hörten Sie dies, Madame Felbinger? War das nicht oben bei dem Fremden?" fragte der Krämer zitternd wie Espenlaub.

Madame Felbinger ordnete hastig ihre Toilette ein wenig.

„Was denken Sie davon, Brink?" stammelte sie.

Der Gewürzkrämer schaute seine Hauswirthin bedeutungsvoll an.

„Das Schlimmste!" murmelte er.

„Gütiger Gott, Sie glauben —?"

„Ich glaube, daß er mit zerschmettertem Hirn jetzt oben auf dem Fußboden liegt," versetzte Brink, scheu nach oben blickend.

„O, mein Gott!" — Madame Felbinger schauderte.

Doch gewann sie rascher ihre Fassung, als das ihr schlotternd gegenüberstehende Jammerbild eines Mannes. Sie war seit einigen Jahren Wittwe und also an eine gewisse Selbstständigkeit im Handeln gewöhnt.

Bebend schritt sie der Treppe im dunkeln Hintergrunde zu. Der Gewürzkrämer schaute ihr angstvoll

nach. „Madame Felbinger!“ schrie er, „Sie werden doch nicht allein —?“

„Ich fürchte mich nicht, Brink,“ antwortete diese stehenbleibend mit leiser Stimme. „Gott im Himmel, ich will es auch nicht glauben, daß der Herr Malmström sich ein Leids angethan hat!“

Angstvolle Traurigkeit durchklang diese Worte und strafte ihre Versicherung Lügen.

„So gehen Sie wenigstens nicht allein!“ wimmerte Brink. „Requiriren Sie Polizeimannschaft. Wer weiß, was droben —?“

Madame Felbinger schüttelte den Kopf.

„Wir haben keine Zeit zu verlieren,“ sagte sie. „Vielleicht braucht er Hilfe. Jedenfalls will ich erst sehen. Ich gehe hinauf!“ Dabei setzte sie den Fuß auf die erste Stufe der Treppe.

„Warten Sie!“ rief der Gewürzkrämer, all seinen Muth zusammenraffend. „Ich kann es vor Gott nicht verantworten, daß Sie da so alleine hinaufgehen sollen. Und oben ist es stockdunkel! Nehmen Sie wenigstens ein Licht. Oder warten Sie, ich hole eins und leuchte Ihnen. Das heißt, ich folge Ihnen mit dem Lichte von ferne. Stößt Ihnen dann etwas zu, so stürze ich vor die Hausthüre und schreie Mord und Hilfe!“

„Dann eilen Sie also, Brink.“

Brink trat in sein Gewölbe zurück und erschien nach einigen Augenblicken wieder mit einer kleinen Laterne. Madame Felbinger schritt nun die Treppe hinauf, während der Gewürzkrämer in gemessener Entfernung, die Laterne hoch haltend, ihr mit bebenden Knieen folgte. Beide traten leise auf, vorsichtig und langsam drangen sie vorwärts.

Oben im Corridor blieb die Hausfrau vor einer Thüre stehen, an welche eine Visitenkarte geheftet war, auf der zu lesen stand: „Axel Malmström, Partikulier."

Partikulier! Wie oft verbarg nicht schon diese anscheinend so harmlose Bezeichnung die mysteriöseste Existenz und Persönlichkeit? —

Horchend neigte Madame Felbinger sich vor, aber sie vernahm nichts. Der Gewürzkrämer war vorsichtig am Treppenrande geblieben, bereit, beim ersten Anzeichen von Gefahr die Flucht zu ergreifen.

Seine Gefährtin faßte leise den Thürgriff, die Thüre war verschlossen. Sie klopfte an — keine Stimme ward innen laut. Nur ein klirrendes Geräusch ließ sich hören, wie wenn allerhand Eisenkram durcheinander geschüttelt würde. Sie rüttelte nun — und rüttelte stärker — und schlug zuletzt mit der geballten kleinen nervigen Faust auf das Thürschloß, daß

dem Gewürzkrämer dahinten schier die Sinne schwan
den vor Angst.

Dieser Lärm that doch zuletzt seine Wirkung. D
Thüre wurde ungestüm aufgestoßen und im schwan
kenden Lichtschein erschien unter der Oeffnung ein in
telligent aussehender Männerkopf mit feinen Züge
scharfen Augen und einem moquanten Lächeln auf de
Lippen.

„Nun?" fragte gedehnt mit etwas ausländischen
Accent Axel Malmström — denn er war es selbst -
„nun, was soll's? was wünschen Sie?"

Madame Felbinger athmete erleichtert auf, als
sich dem Lebendigen und nicht einem Todten gege
über sah. Zu gleicher Zeit aber empfand sie d
Zweifelhafte, ja Lächerliche der Situation und err
thete bis über die Ohren vor Verlegenheit.

„Wir glaubten —" stammelte sie.

„Sie glaubten —?"

„Wir hörten den fürchterlichen Knall —"

„Einen Knall?"

Der Schwede sprach diese zwei Worte mit so g
erkünstelter Verwunderung, daß die arme Mada
Felbinger ganz irre wurde.

Mein Gott, nun leugnet er den Knall! dachte
Das Gefühl der Hausherrin erwachte in ihr. Etw

wie Unmuth über die große Besorgniß, der sie sich allem Anschein nach ganz unnöthig hingegeben, überkam sie.

„In Ihrem Zimmer da drinnen, Herr Malmström," begann sie mit scharfer Betonung, um sogleich bis zum zürnenden Affect aufzusteigen, „wurde soeben ein Schuß abgefeuert, der uns aus dem Schlafe schreckte. Ich muß es mir in meiner Eigenschaft als verantwortliche Hausbesitzerin denn doch ausbitten —"

„Verzeihen Sie!" unterbrach der Schwede mit einer ablehnenden Handbewegung ihren Redestrom, „hier wurde kein Schuß abgefeuert, Madame. Seltsame Idee! Sie träumen wohl lebhaft, meine Verehrte?" Er sagte dies scherzend.

Brink trat näher. Da das, was er hier vor Augen sah, nicht mehr auf Selbstmord oder sonst ein Verbrechen schließen ließ, so gewann er in etwas seine Fassung.

„Ich hörte den Schuß ebenfalls, Herr Malmström," wagte er zu äußern.

„Auch Sie, bester Herr, müssen sehr lebhaft träumen! Erschossen habe ich mich nicht, das sehen Sie ja. — Entschuldigen Sie mich für jetzt; ich bin im leichtesten Morgenkostüm und mich friert." — Axel

Malmström verneigte sich leicht, zog den Kopf zurück und schloß die Thüre.

Der Gewürzkrämer schaute Madame Felbinger an, welche unentschlossen noch stehen blieb. Plötzlich schrak er zusammen. Beide hörten wieder ein Geräusch. Wie wenn Ketten über den Estrich geschleift würden, so ungefähr klang es.

Die kleine, trotz ihrer vierzig Jahre sehr hübsche und wohlkonservirte Frau wandte sich zum Fortgehen. Sie war recht nachdenklich geworden. Der gehorsame Fackelträger beeilte sich ihr zu folgen, und zwar diesmal in größter Nähe, mit einem Anflug von Galanterie in seinem Benehmen.

Auf der Mitte der Treppe blieb Madame Felbinger stehen. Brink war im Augenblick an ihrer Seite und bot ihr den Arm. Sie wies seine Aufmerksamkeit nicht zurück. Zum ersten Mal widerfuhr ihm dies Glück in seinem Leben.

Unten auf dem Flur machte Madame Felbinger sich los. „Jedenfalls ist er nicht todt," meinte sie; „aber gleichviel, Brink, das muß ich Ihnen sagen, dieser fabelhafte Mensch ist mir unheimlich! Wie spät, oder vielmehr wie früh mag es sein, Brink?"

„Eben schlägt es Halb vom Jakobithurm," sagte der Krämer; „das wird halb Drei sein." Es schien

ihm außerordentlich zu behagen, daß der Partikulier Axel Malmström in der oberen Etage der reichen und hübschen Wittwe Felbinger „unheimlich“ geworden war.

„Gute Nacht, Brink,“ sagte diese, in ihr Zimmer zurückschlüpfend.

„Gute Nacht und angenehme Morgenruh!“ rief der entzückte Gewürzkrämer ihr nach.

Zehn Minuten später lagen beide wieder in Morpheus' Armen.

2.

Fünf Stunden nach der erzählten nächtlichen Scene, etwas später, als gewöhnlich, saß Madame in ihrem Wohnzimmer; das Mädchen hatte eben den Morgenkaffee servirt und sich entfernt mit einem schwachen Ausdruck von Verwunderung im stumpfsinnigen Gesicht über die große Veränderung im Wesen der Gebieterin.

Die hübsche Wittwe pflegte sonst den duftenden Mokka am Fenster zu schlürfen und die Geschäftigkeit der verkehrreichen Straße mit dem Behagen zu mustern, welches müssige, gut situirte Leute empfinden, wenn sie Andere dem Mammon nachjagen sehen, den sie selber schon im Kasten haben. Diesmal aber saß sie

in der hinteren Ecke des Zimmers an einem Tischchen beim Ofen, in welchem ein leichtes Feuerchen brannte, obwohl die Aprilsonne schon ziemlich warm durch die Fenster schien. Sie saß da, den Kopf auf die Hand gestützt, versunken in Nachdenken. Das Ereigniß der Nacht ging ihr durch den Sinn.

Vier Wochen vorher war jener Fremde zu ihr in's Zimmer getreten und hatte die oberen Appartements ihres Hauses, welche die Wittwe möblirt zu vermiethen pflegte, nach flüchtiger Besichtigung für längere Zeit gemiethet und noch am nämlichen Tage seinen Einzug gehalten, mit einer großen Menge Gepäck, welches aus dem vornehmsten Hotel der Stadt ihm nachgeschickt worden war.

Der schöne Mann mit der imposanten Haltung und dem interessanten Kopf hatte sofort ihr leicht entzündliches Herz in Flammen gesetzt und sie ihm gleich zu Anfang der Bekanntschaft mancherlei kleine Aufmerksamkeiten geschenkt; er aber zeigte sich vollständig gestählt dagegen, unempfindlich und kalt wie Eis.

Sein ganzes Treiben war in geheimnißvolles Dunkel gehüllt, welches zu bannen die hübsche Wittwe sich vergebens bemühte. Neugier ist die Erbkrankheit der Frauen. Sie hatte hinlänglich Zeit zu einer unablässigen Controle. Bisher aber hatte diese zu gar

keinen Resultaten geführt und das brachte sie fast zur Verzweiflung.

Axel Malmström zog es vor, in einer Restauration am Hafen zu speisen, obgleich die Wittwe eifrig bemüht gewesen war, ihn für den eigenen Mittagstisch zu erobern. Der Umgang mit einigen schwedischen Kapitänen, mit denen er von seiner Heimath sprechen könne, war ihm ein Vorwand gewesen, ein bezügliches Anerbieten zurückzuweisen. Die Wittwe verzog schmollend die Lippen, als sie daran zurückdachte. Nach ihren Begriffen hätte doch das Geplauder eines hübschen Weibes für ihn anziehender sein müssen, als das rauhe Gespräch durchwetterter Helden der Salzfluth.

So stand sie jetzt fast in gar keinem Verkehr mehr mit ihm; die geringe Aufwartung wurde am Morgen und Abend von ihrem Mädchen vermittelt, welches häßlich war, was der Wittwe zum Troste gereichte. Beobachtungsgabe besaß dieses Mädchen nicht; es vermochte nicht die Geheimnisse des Schweden zu durchschauen, trotz der Instructionen, welche die erfinderische Wittwe ihr gegeben. Nur von seltsam geformten Instrumenten erzählte die Dirne, die bisweilen im Salon des Schweden umherständen; ihre Beschreibungen davon waren indeß so verworren, daß ihre Herrin nie daraus klug werden konnte.

Tagtäglich arbeitete Axel Malmström in seinem Salon bei verschlossenen Thüren und fast geräuschlos. Wenn Madame Felbinger mit leichten Schritten durch den oberen Corridor ging, natürlich unter dem stillschweigenden, ihr selbst genügenden Vorwand, die Linnenschränke in der, eine Treppe höher gelegenen Bodenkammer revidiren zu wollen, so hatte sie bisweilen dasselbe leise Klirren und Klingen vernommen, wie in vergangener Nacht vor seiner Thüre, ein Geräusch wie von dem Hin- und Herrücken von Gott weiß welchen mysteriösen Geräthen. Die dicke Draperie aber, welche der räthselhafte Miethsmann inwendig hatte vorhängen lassen, versagte grausam jeden neugierigen Blick durch das Schlüsselloch.

Noch war es der Wittwe unerklärlich, weshalb der Schwede eigentlich die ganze Etage gemiethet. Drei Zimmer nach hinten hinaus benützte er gar nicht; ja er hatte sie seit der ersten flüchtigen Besichtigung gar nicht wieder betreten, die Schlüssel dazu in ihrer Verwahrung belassen. Später würde er dafür Verwendung haben, hatte er damals gesagt. War der Mann am Ende verheirathet?

Während die Wittwe noch über all' dies nachdachte, unterbrach ein Pochen an der Thüre ihre Meditationen und gleich darauf führte das häßliche

Dienstmädchen den Schweden ein, der sich artig verneigte. Nach den üblichen Komplimenten und scherzender Erkundigung nach dem Wohlbefinden der Hausherrin, nahm er auf ihre Einladung Platz neben ihr auf dem Sopha.

„In der That, Madame,“ sagte Axel Malmström, indem er die Handschuhe auszog und in seinen Hut warf, den er auf den Tisch stellte. „Sie sehen so frisch aus heute Morgen, wie irgend ein Fischerkind in meiner Heimath am Mälar.“

Madame Felbinger erröthete vor Vergnügen. Hatte das Ereigniß der Nacht diesen Felsen erweicht? War in seinem vereinsamten Herzen ein Gefühl der Sehnsucht aufgestiegen — ein Gefühl der Sehnsucht nach der kleinen Frau, die da angstvoll vor seiner Thüre gestanden? Sie warf einen Blick in den gegenüber hängenden Spiegel, um zu sehen, ob sie wirklich so frisch sei, wie ein Fischerkind am Mälar. Malmström bemerkte dies und lächelte. — „Dieser Spiegel dort, auf den die Sonne scheint,“ sagte er, „ist nicht so klar und blitzend wie der Mälarsee, der prächtigste See der Welt. Ich kenne übrigens Damen,“ fuhr er fort, nach einer kurzen Pause der Erinnerung, die er wahrscheinlich dem prächtigsten See der Welt gewidmet, „die drei Tage an den Nerven leiden würden

nach einem Abenteuer, so wunderlich, wie das der letzten Nacht."

„Ach ja!" rief die hübsche Wittwe, erregt durch die Erinnerung. „Und räumen Sie es nur ein, Herr Malmström: Sie sind es doch gewesen, der geschossen hat!"

„Nichts räume ich ein!" Die ablehnende Handbewegung erfolgte wieder, eine meisterhafte Pantomime, welche die Wittwe zu ihrem Kummer schon mehrmals Gelegenheit gehabt hatte, zu bewundern. „Zugeben will ich, daß in meinen Maschinerieen etwas in Unordnung gekommen sein mag, was den Knall veranlaßt haben kann. Ueberall, wo ich mich noch aufhielt, respectirte ich die Gesetze. Ich treibe in meinen Zimmern keine Schießübungen — weder bei Nacht, noch bei Tage."

„Sie sprechen von Ihren Maschinerieen. Was sind das für Maschinerieen? Gestehen Sie es nur: Sie machen Experimente bei verschlossenen Thüren; eines Tages aber treten Sie hervor und machen der staunenden Welt etwas Seltsames kund."

„Es ist möglich, daß ich eines Tages der staunenden Welt etwas Seltsames kund machen werde; vielleicht geschieht dies sehr bald —"

„Ah, ich wußte es wohl!" — Der hübschen

Wittwe hüpfte das Herz vor Freuden. Jetzt war sie auf gutem Wege.

„Dann sollen Sie auch dabei sein, Verehrteste!“ hob der räthselhafte Maschinenmann wieder an. „Allein Sie irren sich bedeutend, wenn Sie mich für einen verkappten Ericson halten, wenn auch mein Name vielleicht —“

Er hielt inne.

„Ihr Name —?“

„Ja, mein Name ... Doch das ist gleichgiltig. Brechen wir davon ab.“ Er heftete seinen Blick nachsinnend auf ein Oelgemälde, das einen Wasserfall in wilder Gegend darstellte.

Da hat er sich verschnappt, dachte Madame Felbinger. Was mag das für eine Geschichte mit seinem Namen sein? Sein Name ist am Ende unecht! — Indessen sah sie als kluge Frau ein, daß sie hier für den Augenblick nicht tiefer eindringen dürfe. Sie heftete also ihre Blicke ebenfalls auf das besagte Oelgemälde.

„Dies ist ein Phantasiestück,“ fing ihr Besucher nach einer kleinen Pause wieder an. „Ich habe viele berühmte Wasserfälle gesehen: den von Trollhätta, den Niagarafall und den von Schaffhausen. Der Trollhätta ist doch der schönste.“

Madame Felbinger konnte nicht widersprechen. Sie hatte in ihrem Leben nur den einzigen Wasserfall auf ihrem Oelgemälde gesehen und zog es daher vor, das Gespräch wieder in sein ursprüngliches Bette zurück zu leiten.

„Ich denke mir, Sie sind mit der Erfindung eines neuen Mordgewehres beschäftigt, Herr Malmström," versetzte sie; „ich habe auch nichts gegen die hohe Ehre einzuwenden, die meinem Hause widerfährt, wenn darin eine solche wichtige Erfindung gemacht wird. Nur möchte ich nicht, daß Gefahr dabei ist. So über Nacht einmal mit meinem ganzen Besitzthum in die Luft zu fliegen: darnach verlangt es mich doch nicht."

Der Schwede lächelte. „Beruhigen Sie sich in dieser Beziehung gänzlich," antwortete er; „ich sinne nicht auf Verbesserung der Kriegswaffen; im Gegentheil, mein Interesse ist mit der Erhaltung des Friedens eng verknüpft." Er zog seine Uhr. „Um zehn Uhr kommt das Postdampfschiff, nicht wahr?"

„Jawohl!" — Madame Felbinger wußte genau Bescheid. Die vorbeirollenden Omnibusse waren ihr tägliches Studium.

„Es bringt meine Damen." — Axel Malmström sprach diese Worte so gelassen aus, als ob er das Alleralltäglichste von der Welt sage. Die Wirkung

dieser vier einfachen Worte war um so gewaltiger. Die hübsche Wittwe schnellte empor und fiel dann wieder zurück. Ihr wurde fast schwindelig — es war das Außerordentlichste, was sie je gehört. Was war dagegen der Schuß in der Nacht? Seine Damen! Er hatte Damen! —

„Ihre Damen —?“ fragte sie kaum hörbar.

„Zwei junge Mädchen, Madame, die in den nach hinten gelegenen Zimmern, welche ich mitgemiethet, aber noch nicht benützt habe, wohnen sollen. Die Schlüssel sind in Ihren Händen; ich bitte Sie, diese Zimmer zum Empfang der Damen in Stand setzen zu lassen.“

„Ich werde das Nöthige arrangiren . . . Sind diese — Damen Ihre Töchter?“ Es lag etwas sehr Zweifelndes in Madame Felbinger's Stimme, als sie diese Frage stellte.

Malmström schien es nicht zu bemerken. „Ich war nie verheirathet,“ sagte er leichthin. „Es sind meine Nichten, welche von Schweden kommen; sie sind verwaist.“

„Ach so!“ — Der Zweifel der guten Madame Felbinger waren in rapidem Steigen. „Wie alt sind diese jungen Nichten?“ fragte sie weiter.

„Hertha, die ältere, ist neunzehn, Inge, die jün-

gere, siebenzehn Jahr alt. Nach dem Tode meiner Schwester blieb ich ihnen als einziger Verwandter und zu mir nehmen sie jetzt ihre Zuflucht. Meine Schwester war mit einem Schiffskapitän Güldbrand verheirathet, der auf der See verunglückte."

„So, so? . . . die armen jungen Damen! Fräulein Inge und Fräulein Hertha. Das sind Namen, die man hier so gar nicht kennt. Ich bin sehr begierig auf die genauere Bekanntschaft."

Madame Felbinger sprach alles dieses wie geistes=abwesend; in ihrem Innern war sie völlig überzeugt von einem ungeheuren Lügengewebe, in das der Schwede sie verstricken wolle. O, sie kannte ihn jetzt! Sie hatte ihn durchschaut!

Das Ungeheuer stand auf und ergriff Hut und Handschuhe. „Ich gehe jetzt nach dem Quai, um die Ankunft des Dampfers dort abzuwarten," sagte er, sich zum Fortgehen anschickend. „Ich werde nicht säumen, Madame, Ihnen gleich nachher meine Nichten vorzustellen. Ich denke," setzte er lächelnd hinzu, „Sie werden sich im Anfange der Mädchen ein wenig annehmen, welche hier fremd sind und die hiesigen Gebräuche und Moden nicht kennen."

„Es soll mir ein unendliches Vergnügen sein," versicherte Madame Felbinger krampfhaft lächelnd.

Axel Malmström drückte dankbar ihre kleine zitternde Hand und entfernte sich. Madame Felbinger hatte sich erhoben und ihn einige Schritte weit, etwa bis zur Mitte des Zimmers, begleitet. Hier blieb sie stehen. Als die Thüre sich hinter ihm geschlossen hatte, ging sie langsam rückwärts, ließ sich in die Sophakissen zurückfallen und rief, die Hände an die Stirne pressend: „Großer, großer Gott! Wenn es wahr wäre — er benimmt sich nicht besser als ein Blaubart — was werde ich nicht Alles an diesem Unhold erleben müssen!“

3.

Brink, der Gewürzkrämer, war es gewohnt, sich von Madame Felbinger etwas von oben herunter behandeln zu lassen. In seinem Benehmen gegen diese lag dagegen, wie man bemerkt haben wird, eine gewisse unterwürfige Vertraulichkeit. Er hatte im Geschäft des seligen Felbinger die Handlung erlernt und es nach dem Tode des Principals übernommen. Seine ganze Existenz hing lediglich ab von der Großmuth der Wittwe. Er arbeitete mit ihrem Gelde und sie, als geschäfts- und weltkluge Frau, controlirte ihn scharf und hielt ihn so zu sagen beständig im Zaume

ihrer Launen. Doch war ihm dieses Joch keineswegs drückend; seine unselbstständige Natur ertrug gern ihre Oberherrlichkeit.

Hertha und Inge waren angekommen, nordische Schönheiten, Engelsgeschöpfe, mit Gesichtern wie Milch und Rosen und goldfarbenen wallenden Locken. Inge, die jüngere und kleinere, war aber doch die schönere.

Sie konnte wohl als Schön-Inge der nordischen Ballade gelten, so poetisch und strahlend war ihre Erscheinung. Das schelmischeste Lächeln umspielte stets ihren reizenden Mund.

Mit trauervoller Rührung hatte Madame Felbinger am vorhergehenden Tage diese Schlachtopfer des schwedischen Ungeheuers in Empfang genommen; mütterliche Sorge war zum ersten Male im Herzen der kinderlosen Wittwe erwacht, ein ihr vorher unbekanntes Gefühl.

Auf Rettung der Unschuld war sie nun bedacht. Sie saß wieder in ihrem Wohnzimmer beim Morgenkaffee, den Kopf nachdenklich auf die Hand gestützt. Dem Gewürzkrämer war eben vorher eine kurze Audienz gegönnt worden; er hatte seine Instructionen erhalten. Der Schwede mußte von nun an in noch schärfere Controle genommen werden; die

Wittwe organisirte in ihrem Gehirn ein System planvollster Ueberwachung.

Da klopfte es schon. Brink trat bescheiden herein und präsentirte ein Paket, das an den Herrn Partikulier Axel Malmström Wohlgeboren adressirt, aber nicht versiegelt war. Der Gewürzkrämer hatte es abgefangen, zur weiteren Besorgung übernommen.

„Wir müssen wissen, was darin ist," sagte die hübsche Wittwe entschlossen. Und Brink, der in solchen Dingen die kaufmännische Geschicklichkeit besaß, öffnete das Paket, ohne die Umhüllung zu beschädigen. Es war ein Bücherpaket. Es enthielt deutsche, englische und französische Sprachlehren, Lexika und ein paar Romane in diesen Sprachen.

„Das ist nun weiter nichts Schlimmes," meinte Madame Felbinger nach einer Weile etwas enttäuscht, während welcher sie die Romane flüchtig gemustert hatte. Obgleich ihre Literaturkenntnisse nicht groß waren und ihre Sprachkenntnisse nur in verwirrten Pensionserinnerungen bestanden, so sah sie doch ein, daß diese Romane nicht gerade einer verwerflichen Gattung angehören konnten. Sie schob die Bücher zurück; der gehorsame Gewürzkrämer packte das Paket sauber zusammen und verschwand damit. Ihm genügte ihr Wink. —

Wir unterlassen die Erzählung einer langen Reihe seltsamer Pläne und sonderbarer Ideencombinationen, womit die Wittwe im Verlauf der nächsten Wochen ihr Gehirn marterte, welche sie aufnahm und wieder verwarf. Plötzlich schien ein fürchterliches Licht in die Sache zu brechen. Die Zeitungen hatten einen großen Mormonentransport angekündigt, der von Schweden kommend die Stadt passiren und dann in Hamburg oder Bremen nach dem gelobten Lande am Salzsee sich einschiffen sollte. Madame Felbinger war fest entschlossen, dem Schweden, wenn er beim Eintreffen des Transports die Absicht verrathen würde, der Karawane mit seinen „Nichten" sich anzuschließen, seine beiden Schlachtopfer zu entreißen, nöthigenfalls mit Hilfe der Gerichte oder sonstwie — es war ihr freilich noch nicht ganz klar, dieses „sonstwie". Sie wollte dann die beiden Jungfrauen adoptiren. Das war ihr fester Entschluß.

Uebrigens schien in letzterer Zeit der Schwede etwas bemerkt zu haben und Mißtrauen seine schwarze Seele zu erfüllen. Wenn die Wittwe auch den jungen Damen gegenüber mit vieler Schlauheit zu Werke gegangen war und ihren verfänglichen Fragen das Gepräge der harmlosesten alltäglichsten Rede-Scheidemünze, wie sie überall im Kurs ist, gegeben hatte, so

mochten doch die Nachplaudereien der „Nichten" dem scharfsehenden „Onkel" ein Licht über die Spionirweise seiner Hauswirthin aufgesteckt und er darnach seine Maßregeln getroffen haben.

Die Geheimnißthuerei nahm zu. Hatte der Schwede früher allein bei hermetisch verschlossenen Thüren in seinem Salon gearbeitet, so schienen ihm jetzt bei der unheimlichen Beschäftigung die beiden Nichten zu assistiren. Wenn man auf den Fußspitzen über den Corridor schlich, so hörte man bisweilen das bekannte Klirren wie von Maschinen, ein Rücken mit den Möbeln, ein leises Gemurmel, auch wohl ein verhaltenes Gelächter, das wohl von Inge herrühren mochte, denn Hertha war mehr zum Ernste geneigt. Namentlich über die Veranlassung zu dieser Heiterkeit, wie sie manchmal drinnen in dem geheimnißvollen Raume zu herrschen schien, zerbrach sich Madame Felbinger von früh bis spät den Kopf. Vergebens sann sie; strafwürdig und abscheulich konnte sie dies glockenreine, heitere Lachen nicht finden. Auf Verruchtheiten irgend welcher Art schien es nicht hinzudeuten. Aber was in aller Welt wurde denn in diesem Salon getrieben? Um Französisch, Englisch und Deutsch zu lehren und zu lernen, war es doch nicht nothwendig, sich auf so fast unheimliche Art

ganz von der Außenwelt abzuschließen! Diese harmlosen Studien vertrugen doch am Ende das helle Tageslicht und die Oeffentlichkeit! Man brauchte, um dergleichen zu treiben, doch wahrlich nicht alle Thüren zu verschließen und die Fenstergardinen zusammenzustecken, wie man es that und wie es regelmäßig geschah!

Die arme Madame Felbinger taumelte zuletzt ganz rath- und trostlos umher in dem allertollsten Hypothesenlabyrinth.

Wenn sie so ganz von ferne anfing, mit den beiden Damen von dem Mormonentransport zu reden, so hatten diese offenbar dafür gar nicht das mindeste Verständniß. Ueber ihre geheimnißvollen Beschäftigungen war nichts von ihnen zu erpressen. Tiefes Schweigen über diesen Gegenstand hatte der Schwede ihnen jedenfalls strenge anbefohlen. Bei einer Anspielung auf die Sprachstudien erwiederte Inge mit ihrem schelmischen Lächeln im reizendsten mangelhaften Deutsch: „O, wir nur machen ein letzten Cursus bei Onkel Axel!"

Auch der Mormonentransport kam und ging vorüber, ohne der hübschen Wittwe Gelegenheit zu bieten, mit Hochsinn und Opfermuth die Befreierin zu spielen.

Von einer Seite, wo sie es am wenigsten erwartet hätte, sollte ihr endlich ein Plan mitgetheilt werden, der in der Großartigkeit seiner Einfachheit nur von seiner leichten Ausführbarkeit übertroffen wurde. Sie sollte endlich von der Folterbank, auf welche die zur Manie gewordene Neugier sie seit so lange gespannt hielt, befreit werden, und zwar von keinem Anderen, als von dem treuen Brink.

„Madame," sagte er eines Tages zu der Zeit, als die Hausgenossen oben wie gewöhnlich ihrer räthselhaften Beschäftigung oblagen — „oben, unmittelbar über dem Salon habe ich einen kleinen Lagerraum für feine Tabake und Cigarren. Wie wär's, wenn ich in aller Stille mit einem breiten Bohrer ein Loch in den Fußboden bohre? In aller Bequemlichkeit würde ich dann sehen können, was im Salon vorgeht und Ihnen getreulich Alles rapportiren."

Die Wittwe biß die Lippen zusammen. Die ganze großartige Tragweite dieses Gedankens leuchtete ihr ein.

„Machen sie zwei Löcher, Brink," flüsterte sie, sich vorsichtig umschauend. „Ich will selber sehen."

„Im Salon ist keine Gipsdecke, herabbröckelnder Gips kann uns also nicht verrathen. Der Plafond

ist mit ausländischen Hölzern ausgelegt; vielleicht treffen wir bei der Durchbohrung eine dunkle Verzierung, dann ist von unten gar nichts zu bemerken. Allerdings, der Plafond wird ruinirt."

„Das kann wieder reparirt werden, Brink," sagte Madame Felbinger hastig und ihn groß ansehend. Nie hatte er einen so guten Eindruck auf sie gemacht, wie eben jetzt. „Er ist doch bei Gott nicht so einfältig, als er aussieht!" dachte sie.

„Ich werde also heute Abend ganz spät, wenn Niemand mehr im Salon ist, die Arbeit vornehmen. Wenn ich spät Abends mit einer Blendlaterne nach meinem Lagerraum gehe, geht das ja auch am Ende Niemanden etwas an," setzte er zögernd und etwas zaghaft hinzu.

„Sie fürchten sich doch nicht vor dem Schweden; Brink?" fragte die aufmerksame Wittwe, der dies nicht entging.

Der Gewürzkrämer antwortete nicht direct.

„Ich muß Ihnen sagen, Madame," versetzte er „daß ich diesem Menschen Alles zutraue. Neulich wechselte er bei mir einen neuen Hundertthalerschein. Ich verglich diesen Schein sofort mit einem anderen auf's Schärfste mit einer Loupe, fand ihn aber echt. Allein dennoch —"

„Pah, Brink! Bei Falschmünzereien und Fälschungen, da müßten ihm doch gerade die beiden Mädchen im Wege sein, mit denen er immer zusammen arbeitet. Darnach sieht er und sehen die beiden Mädchen auch gar nicht aus. Beruhigen Sie sich in dieser Beziehung und bohren Sie heute Abend die zwei Löcher. Wir werden dann morgen schon sehen! Den Holzstaub, der auf den Fußboden im Salon etwa niederfällt, wird das Mädchen morgen früh mit den Teppichen ausschütteln. Nichts also kann unsere Unternehmung verrathen."

Der Gewürzkrämer nickte mit dem Kopfe. „Ich werde einen breiten Tonnenbohrer nehmen," sagte er. „Und noch Eines, Madame! Möchten Sie mir nicht ein paar Teppiche anvertrauen, Ihrer Bequemlichkeit wegen?"

Madame Felbinger rollte zwei Plüschteppiche zusammen. „Diese werden gut sein!" meinte sie. Sie gab ihm bis zur Thür das Geleite und empfahl ihm noch Ruhe und Vorsicht bei der Arbeit.

4.

Am anderen Morgen überließ der Gewürzkrämer unter dem Vorwande, ein Inventar des oberen Lagers aufnehmen zu wollen, seinem Lehrlinge den Verkauf

im Laden und stieg um drei Viertel auf Neun mit einer Papierlage in der Hand und einem Bleistift hinter dem Ohr die Treppe hinauf. Gleich nachher folgte ihm Madame Felbinger.

In dem zu einem Observatorium mit Geschick eingerichteten kleinen, ringsum dicht verschlossenen Gelaß fanden sie sich zusammen. Seltsames Rendez-vous! Vor allen Dingen riegelten sie sich ein.

„Wir haben noch fünf Minuten Zeit," begann die hübsche Wittwe, auf einem kleinen Ballen, der einen Rest Varinas-Kanaster enthielt, Platz nehmend und mehrmals tief Athem holend. „Um 9 Uhr präcise beginnen die Arbeiten darunten." Sie tippte mit dem Fuße auf den Boden.

„Und um 3 Uhr hören sie auf damit," versetzte Brink, die kleine bekannte Laterne auf eine Kiste stellend, welche Virginiatabake in Pfundpaketen in sich barg.

Er stellte die Laterne so, daß der Lichtschein nicht auf die Löcher im Fußboden fiel, welche er in vergangener Nacht ziemlich nahe bei einander gebohrt hatte. Eine vorläufige Untersuchung hatte ihm die Sicherheit gegeben, daß dieselben schwerlich besser hätten angebracht werden können. Alles, auch das Geheimste, offenbart sich schließlich dem Menschengeiste. Brink schaute begeistert auf seine Erfindung und seine Span-

nung war groß. Bei der Wittwe war dies nicht in demselben Grade der Fall. Nach so vielen Wochen der Qual war eine wunderbare Ruhe über sie gekommen und sie war nun auf das Gräßlichste gefaßt.

Der Gewürzkrämer zog seine Uhr. „Es ist Zeit!" flüsterte er mit einer einladenden Handbewegung. Madame Felbinger nickte ihm freundlich Einstimmung.

Beide kauerten sich auf dem Fußboden nieder, wo die Teppiche vorsorglich schon ausgebreitet dalagen. Sie starrten nun durch die Oeffnungen in das geheimnißvolle Zimmer, das sich fast ganz übersehen ließ.

Die Morgensonne schien drunten durch die hohen Spiegelscheiben und erhellte prächtig den großen Raum. Noch war nichts Besonderes zu sehen. Auf einem Seitentische standen einige sonderbar geformte Gläser und Pokale und ein fremdartiges Instrument, das der Gewürzkrämer erst für eine Luftpumpe, dann für eine Elektrisirmaschine, endlich für ein Spektroskop ansah. Offenbar aber hatte er von der Construction all dieser Apparate nicht den leisesten Begriff, kannte sie wahrscheinlich nur vom Hörensagen und entfaltete seine Kenntnisse wohl nur, um vor Madame Felbinger mit seinem Wissen zu glänzen, welche die gemurmelten

wissenschaftlichen Bemerkungen des Ignoranten mit einem sanften: „Stille, Brink!" unterbrach. Der gehorsame Gewürzkrämer verließ sogleich das gefährliche Gebiet. Und nun öffnete sich unten die Thüre und Stimmen wurden laut.

Malmström, Hertha und Inge erschienen im Salon. Ersterer verschloß zunächst sorgfältig die Thüre. Hertha steckte die Fenstergardinen zusammen. Das Licht wurde dadurch etwas gedämpft; die beobachtenden Augen am Plafond sahen aber Alles noch deutlich genug.

Die geheimnißvollen Menschen begannen ihre Thätigkeit nicht sofort. Sie standen erst lange bei einander an einem Tische, auf welchem Schreibhefte und Papiere lagen, und unterhielten sich lebhaft. Madame Felbinger und Brink hoben die Köpfe ein wenig und horchten angestrengt. Das Gespräch drang ziemlich vernehmlich zu ihnen herauf, wenn es sich auch bisweilen unter der Decke wie in ein Gemurmel verlor.

„Sie sprechen Schwedisch," flüsterte die hübsche Wittwe ganz leise. „Verstehen Sie Schwedisch, Brink?"

Der arme Brink mußte zu seiner Schande bekennen, daß trotz jahrelangen Verkehrs mit schwedischen Kapitänen und Handelsleuten seine Kenntniß dieser schönen Sprache äußerst mangelhaft sei und sich fast

nur auf das Verständniß des gemeinsten Matrosen-patois beschränke.

Das war nun freilich ein fataler Strich durch die sonst so richtige Rechnung. Das Ohr mußte wieder dem Auge den Platz einräumen.

Das Gespräch unten dauerte eine ganze Weile. Malmström demonstrirte lebhaft, Inge stand aufmerksam seinen Worten lauschend. Hertha hatte eines der Schreibhefte ergriffen und wandte sich, darin blätternd, häufig fragend an den „Onkel", um dann, nach erhaltener Aufklärung wahrscheinlich, ebenfalls ihre Ansichten und Bemerkungen Inge zuzuwenden, welche Letztere offenbar, obgleich sie sich bis jetzt nur passiv betheiligte, in dem bevorstehenden Schauspiel als Hauptperson agiren sollte. Dies ging aus Allem hervor. Sie mußte die Heldin sein.

Madame Felbinger und der Gewürzkrämer vergingen schließlich fast vor Ungeduld. Trotz der weichen Teppiche wurde ihre Situation nach und nach etwas unbequem. Unbeweglich mußten sie daliegen, mit verhaltenem Athem und beklemmter Brust. Und um die Unannehmlichkeit einer solchen Lage auf das Aeußerste zu erhöhen, wurden Beide seit einiger Zeit von dem heftigsten Anreiz zum Niesen gepeinigt, den sie mit furchtbarer Willenskraft niederkämpfen mußten,

um einer schimpflichen Entdeckung zu entgehen. Jedermann aber weiß, welche Pein es ist, wenn die Nase ihr angeborenes Recht verlangt und man es nicht wagen darf, frisch, frei und herzhaft ihr den Willen zu thun. Der feine Tabaksstaub, der mehr oder weniger die ganze Atmosphäre des Gelasses erfüllte, war es, der den nicht wieder zu verbannenden Quälgeist heraufbeschwor.

Endlich aber, nach langen Auseinandersetzungen, schien es doch, als ob die geheimnißvollen Arbeiten im Salon ihren Anfang nehmen sollten. Ein Divan wurde in die Mitte des Zimmers gerollt, ein kleiner Tisch daneben gestellt, an dem Hertha mit wichtiger Miene Platz nahm. Papierhefte lagen vor ihr; eine kleine Klingel nahm sie zur Hand. Inge ordnete ihre Locken ein wenig und legte sich dann, zum großen Erstaunen der beiden Beobachter, als ob sie da schlummern wolle, auf die schwellenden Polster des Divans. („Wie ein armes Opferlamm!“ dachte Madame Felbinger mit tugendhafter Entrüstung.) Das junge Mädchen sah himmlisch reizend aus, wie es so dalag mit verschränkten Armen und geschlossenen Augenlidern, anscheinend träumend, wie die verzauberte Prinzessin im verzauberten Palast. Malmström hatte sich an das Fußende des Divans gestellt und begann nun

geheimnißvoll mit den Händen zu gestikuliren. Er schien dann Fragen an die Schlummernde zu richten. Inge bewegte die Lippen und schien träumend zu antworten. Hertha, bisweilen hastig in dem Schreibhefte blätternd, schien bei dem ganzen Geschäfte zu asistiren.

Madame Felbinger wurde beim Anblick dieses räthselhaften Schauspiels ganz confus. Der Gewürzkrämer seinerseits nahm an dieser Confusion den lebhaftesten Antheil. In seinen verwegensten Träumen waren ihm dergleichen wundersame Dinge nicht vorgekommen.

Plötzlich zog Malmström aus seiner Tasche ein Pistol und hielt es mit der Rechten ausgestreckt über Inge.

Erschreckt fuhr die hübsche Wittwe empor. Auch der Gewürzkrämer richtete sich auf. Seine Zähne klapperten. Beide schauten sich geisterbleich an im matten Zwielichte der Laterne.

„Da ist die Mordwaffe!“ flüsterte Madame Felbinger kaum hörbar. „Dieser entsetzliche Mensch! Was hat er vor?“

In demselben Augenblick hörten sie den Hahn des Pistols schnappen, aber kein Schuß erfolgte.

„Ich getraue mir nicht, dies noch länger anzu-

sehen!“ murmelte die Wittwe, sich mit der größten Vorsicht ganz aufrichtend.

„Ich auch nicht!“ lispelte der Gewürzkrämer.

„Kommen Sie, Brink! Dergleichen passirt in meinem Hause! Aber noch heute soll dies Treiben ein Ende mit Schrecken nehmen!“

Beide waren aufgestanden und schlichen auf den Fußspitzen hinaus. Wie sie aus der Thüre des Gelasses treten wollten, tönte von unten ganz schwach etwas herauf, wie ein lustiges Gelächter.

Madame Felbinger schauderte. — Der Gewürzkrämer lehnte die Thüre leicht an und verschloß sie nicht, um kein Geräusch zu veranlassen. Zehn Minuten später saßen Beide in geheimer Konferenz beisammen im Wohnzimmer der Wittwe.

„Um 10 Uhr kommt hier regelmäßig der Polizeikommissär Hartig vorbei,“ sagte Brink. „Ich kenne ihn recht gut. Wir rufen ihn herein und das Uebrige findet sich dann.“

„Das Uebrige findet sich!“ wiederholte die hübsche Wittwe, muthvoll die Haube zurecht rückend und herzhaft niesend. „Ein Ende muß gemacht werden — hapsi! — so oder so!“

Der Gewürzkrämer verließ das Zimmer und stellte sich vor die Hausthüre auf den Lauerposten. Als

gleich darauf die zehnte Morgenstunde vom Jakobithurme herab ertönte, erschien der Polizeibeamte wie gewöhnlich, im gemessenen Amtsschritt, mit spähenden Blicken das Gewühl der Straße durchdringend.

Auf Brink's Wink nickte er ihm sogleich verständnißinnig zu und einen Augenblick später saßen Beide der hübschen Wittwe gegenüber, deren Aufregung die Wichtigkeit des Moments nur noch steigerte. Frauen sind nun einmal Polizeibeamten und überhaupt Behörden gegenüber stets außerordentlich lebhaft und leidenschaftlich in ihren Auseinandersetzungen, Beweisführungen und Anklagen.

Der Commissär hörte mit musterhafter Geduld den langen Bericht bis zu Ende.

Als er Alles vernommen hatte, dachte er einen Augenblick nach und sagte dann:

„Das ist Alles freilich kurios — allein es passirt heutzutage in der Welt genug dummes Zeug, wo die Polizei sich nicht so ohne Weiteres einmischen darf."

„Aber," warf Madame Felbinger ein, „wenn es sich nun hier um ein furchtbares Verbrechen handelte?"

„Oder um eine großartige Schwindelei?" rief Brink.

„Sie meinen," hob der Commissär wieder an,

„daß dieser schwedische Partikulier Axel Malmström, wie er sich nennt —“

„Ja, wie er sich nennt!“ rief die Wittwe. „Ich glaube aber, er heißt anders!“

Der Polizeimann schaute sie an und schien eine Aufklärung zu erwarten. Da diese nicht erfolgte, begann er gleichsam sein eigenes Wissen über den Gegenstand zu recapituliren.

„Seine Papiere sind in Ordnung,“ sagte er. „Zuletzt hat er sich in Königsberg aufgehalten. Seit dem Eintreffen der jungen Damen hat übrigens der Stadtklatsch erst angefangen, sich mit ihm zu beschäftigen. Diese beiden Schönheiten haben hier viel Aufsehen erregt. Die jungen Herren, namentlich die Offiziere, sprechen von ihnen mit rasender Bewunderung. Man hat das zurückgezogene Leben, das sie führen müssen, wahrscheinlich nach dem Willen des Herrn Malmström, überaus auffällig gefunden.“

„Jawohl,“ bemerkte Madame Felbinger, „ungeheuer auffällig ist mir dies auch immer gewesen. Diese armen Dinger! Keine Bälle und keine Gesellschaften! Einmal nur waren sie mit dem Herrn Malmström im Theater. Ich war auch mit und saß bei ihnen in der Loge und weiß, welches Aufsehen sie erregten. Alle Operngucker waren auf uns gerich-

tet; es genirte mich fast. Es war das damals, als Fräulein Bach in der Nachtwandlerin auftrat."

„Die Geldmittel des Schweden scheinen nicht unbeträchtlich zu sein?" warf der Commissär hin.

„Daran ist kein Mangel da oben," antwortete die Wittwe und der Gewürzkrämer bestätigte kopfnickend ihre Aussage. „Sie sind luxuriös eingerichtet," fuhr sie fort, „und leben gut, bei aller Zurückgezogenheit. Um drei Uhr, nach dem täglichen Abschluß ihrer seltsamen Beschäftigung, pflegen sie zu diniren. Die Speisen werden ihnen zubereitet aus Pauli's Hotel zugeschickt."

„Es ist also gar kein rechter Anhalt da für mich," sagte der Polizeibeamte. „Ich kann durchaus nicht annehmen, daß wir es hier mit einem abgefeimten Gauner zu thun haben, der für irgend eine großartige, nie dagewesene Schwindelei diese jungen Damen systematisch abzurichten sucht. Im Gegentheil, ich habe eine andere Idee —"

„Und welche?" fragte Madame Felbinger begierig.

„Lassen wir sie einstweilen ruhen, diese Idee," antwortete der Commissär ausweichend. — „So ohne Weiteres kann ich hier nicht vorgehen," setzte er nach kurzem Besinnen hinzu, indem er aufstand und seinen Hut ergriff; „allein ich werde mir höheren Orts In-

structionen erbitten. Geht Alles so, wie ich mir denke, so erscheine ich nach einer Stunde wieder hier und rücke dann dem geheimnißvollen Schweden auf den Leib."

Er grüßte höflich und entfernte sich. Brink geleitete ihn hinaus.

5.

Keine Stunde in ihrem Leben wurde Madame Felbinger so lang, wie diese der Entscheidung. Der Gewürzkrämer trippelte nicht minder unruhig und besorgt in seinem Laden umher und gab den Kunden, die nach ihm verlangt hatten, die verwirrtesten Antworten, so daß ihn einige für übergeschnappt hielten und mit Kopfschütteln betrachteten.

Um dreiviertel auf Elf stand er in der Thüre seines Gewölbes; ihm gegenüber lehnte sich die hübsche Wittwe an die aufgeklinkte Thüre ihres Wohnzimmers. Sie war sehr bleich. Beide sprachen nicht mit einander. Die Spannung auf beiden Seiten war zu einer unnatürlichen Höhe gestiegen.

Noch vor Ablauf der festgesetzten Zeit kam der Beamte zurück. Madame Felbinger und der Gewürzkrämer steckten zu gleicher Zeit die Köpfe vor. „Ich

habe meine Instructionen!" rief Herr Hartig leise nach rechts und links. Dann stieg er mit leichten Schritten die Treppe hinan.

Ein Polizeimann orientirt sich im Augenblick. Ohne Zögern schritt Herr Hartig, oben angekommen, auf die Salonthüre zu, vor der er einen Moment lauschend stehen blieb. Er vernahm ein leises, unbestimmtes Geräusch. „Jedenfalls sind die Herrschaften noch bei der Arbeit," murmelte er befriedigt. — Dann klopfte er an.

Keine Antwort. Alles still.

Der Commissär lächelte und schien über diese Nichtbeachtung nicht im mindesten erbost. War ihm solches Versteckspiel doch wohl schon hundertmal in seinem Leben vorgekommen.

Er begann nun aber im rascheſten Tempo mit seinem Stockknopf ein derartig kunstgerechtes Gepoche, daß es durch das ganze Haus schallte und die hübsche Wittwe und der Gewürzkrämer davor zusammenschraken.

Dieser Appell dauerte nur einen Moment.

Im zweiten sah sich der Polizeimann dem zornrothen Gesicht Axel Malmström's gegenüber, der die Thüre aufgeschlossen und ungestüm aufgestoßen hatte.

„Was soll's? Wozu dieser Lärm? Um diese Zeit

bin ich nicht zu sprechen!" Der Schwede sprudelte diese Worte ganz wüthend heraus.

„Doch wohl für mich," versetzte Herr Hartig sanft. „Ich bin der Polizeicommissär Hartig und erscheine hier in dienstlichem Auftrage."

„Und was wollen Sie hier?" fragte Malmström mit etwas mehr Ruhe.

„Zunächst wünsche ich, ein wenig näher treten zu dürfen; ich muß dies wünschen auf die Gefahr hin, aufdringlich zu erscheinen. Es thut mir leid, Herr Malmström, daß ich darauf bestehen muß; was ich mit Ihnen zu verhandeln habe, kann nicht wohl vor der Thüre abgemacht werden."

Der Schwede dachte einen Augenblick nach. Er bemerkte wohl die spähenden Blicke des Polizeimannes, womit dieser die Falten der herabhängenden Draperie durchdringen zu wollen schien.

„Kommen Sie also!" sagte er und ließ ihn in's Zimmer treten. „Nehmen Sie Platz!" setzte er gleich hinzu, auf einen Sessel deutend, auf dessen weiche Polster sich Herr Hartig behaglich niederfallen ließ.

Mit einem einzigen Blick hatte der Commissär das Zimmer übersehen. Alles entsprach der ihm gewordenen Beschreibung. Die Möbel standen noch so geordnet, wie Madame Felbinger und der Gewürzkrä=

mer sie von ihrem Observatorium aus gesehen hatten. Inge aber lag nicht mehr auf dem Divan und Hertha saß nicht mehr an dem Tischchen. Die beiden Mädchen standen in einer Fensternische ängstlich an einander geschmiegt.

„Also der Zweck Ihres Kommens?" fragte Malmström, seinem ungebetenen Gaste gegenüber Platz nehmend und das eine Bein über das andere legend, wobei er mit sichtbarem Wohlgefallen die Spitze seines elegant sitzenden Stiefels in die linke Hand nahm.

„Es hat sich ein Gerücht verbreitet in der Stadt," begann der Commissär, den Schweden scharf fixirend, „welches sich auf das lebhafteste mit Ihnen und Ihren jungen Damen beschäftigt. Es ist bekannt geworden, daß in diesem Salon hier Dinge vorgehen, um die vielleicht kein Unberufener sich zu bekümmern hat, welche aber gleichwohl Aufmerksamkeit und — und — —"

„Verdacht?" ergänzte der Schwede mit, wie es schien, großer Gemüthsruhe, als der Beamte zögerte, das heikliche Wort auszusprechen.

„Und Verdacht erregt haben," schloß dieser seine Rede. „Jawohl, Herr Malmström."

„Und darauf hin findet die Polizei Veranlassung, sich einzumischen?"

Der Commissär schaute ihn an. Der gleichgiltige Ton, worin der Schwede diese Frage stellte, imponirte ihm. „Darauf hin!“ sagte er mit Nachdruck.

Malmström lachte laut und verächtlich. Herr Hartig schaute die Damen an. Diese kicherten. Die Aengstlichkeit war offenbar bereits von ihnen gewichen.

„Vor einigen Wochen,“ hob er wieder an, „wurden die Bewohner dieses Hauses in der Nacht gegen Morgen durch einen Schuß aus dem Schlafe geschreckt, der allem Vermuthen nach in diesem Salon abgefeuert wurde.“

„Es war dies kein Schuß, nur ein Knall.“

„Und dieser Knall?“

„Nun, mein Herr Commissär, dieser Knall wurde hervorgerufen, als mir ein chemisches Präparat mißglückte und explodirte, glücklicher Weise ohne Schaden anzurichten.“

„Und Sie bereiteten damals in so früher Morgenstunde ein chemisches Präparat?“

„Die Morgenstunde ist die Stunde der Erfindungen. Was in schlafloser Nacht ausgesonnen wird, setzt man am besten gleich in's Werk. Das ist so meine Art.“

Herr Hartig wiegte das Haupt.

„Ich muß gestehen,“ sagte er, „daß ich alles dieses

noch nicht so recht durchschaue.“ Dabei irrte sein Blick zwischen dem Schweden und den beiden Mädchen am Fenster hin und her, gleichsam als suche er mit seinem inneren Auge in diesem Punkte den Zusammenhang.

Axel Malmström war aufgesprungen und hatte einige Male das Zimmer, wie mit sich selber kämpfend, durchschritten. Plötzlich blieb er vor dem Beamten stehen. „Haben Sie je von dem Taschenspieler Axel Malmede gehört, der in ganz Europa ziemlich bekannt ist?“ fragte er stolz.

„Gewiß!“ antwortete der Commissär schnell — in der Dämmerung seines Geistes ging ihm plötzlich ein Licht auf.

„Ich bin Axel Malmede — Malmede ist mein Künstlername.“

„Ah, — ah!“

„Ich bin in diese Stadt, wo ich nicht durch Productionen bekannt bin, gekommen, um in aller Stille einige großartige und überaus schwierige, von mir selbst ersonnene Experimente aus dem Gebiet der höheren Magie einzuüben.“

„Ah — ah! Diese Erklärung ist allerdings zureichend.“

„Und entscheidend, wie?“ fragte Malmström etwas spöttisch, mit einem flüchtigen Blick nach der Thüre.

Der Beamte aber blieb ruhig sitzen. Ein Polizeimensch ist es vor allen Dingen gewohnt, auf seinen Forschungsreisen durch Dick und Dünn bis auf den tiefsten Grund zu gehen. Hat er sich irgendwo eingehakt, so geht er auch nicht eher fort, als bis er ganz und gar im Klaren ist.

„Gehört es mit zu den Experimenten, womit Sie das Publikum wahrscheinlich bald zu entzücken gedenken, daß das jüngere Fräulein dort auf diesem Divan da sich auszustrecken hat, während Sie eine Pistole über die Dame hinweg abfeuern?"

Malmström sah ihn groß an. „Woher wissen Sie das?" rief er überrascht.

„Die Polizei weiß Alles," versetzte der Commissär würdevoll.

„Und wo sie Nichts weiß, da sucht sie sich einzudrängen, nicht wahr? — Nun wohl, es ist so! Es gehört zu meinen Experimenten! Uebrigens ließ ich nur den Hahn der Pistole abschnappen, um in diesem Hause des Mißtrauens keinen Aufruhr zu erregen. Bei der wirklichen Vorstellung aber ist ein wirklicher Schuß nothwendig, um die Festigkeit des magnetischen Schlafes zu konstatiren, verstehen Sie? Diese junge Dame, Fräulein Inge Guldbrand, meine Nichte, ist

eine Somnambüle, die bald so berühmt sein wird, wie irgend eine ihrer Art!"

Das Kichern in der Fensternische steigerte sich bis zum lauten Lachen, als Malmström mit einem Anflug von Begeisterung und Humor so sprach. Inge rief halblaut: „Denk' an Madame Felbinger, Onkel Axel!"

„Ja," lachte der Schwede, „Madame Felbinger, diese neugierigste aller Frauen, wird irgendwo ein Schlüsselloch gefunden haben!"

Herr Hartig mußte auch lachen. Er stand auf, um sich zu verabschieden.

„Alle jungen schwedischen Damen sind wohl mehr oder weniger somnambül?" fragte er noch mit Behagen.

„Sind es nicht alle jungen Damen mehr oder weniger?" gegenfragte Malmström gleichmüthig. „Es kommt nur auf die Ausbildung des Talents an. Ich kenne die Methode. Ich war in Amerika. Und ich glaube, Sie werden mir einräumen müssen, Herr Commissär, daß es in diesem merkwürdigen Jahrhundert kein besseres Mittel gibt, um für diese beiden Damen, meine Nichten, rasch ein Vermögen zusammenzuraffen, als den Somnambulismus."

Herr Hartig kannte in der That kein besseres. Er war nur in der niedern, nicht in der höheren Moral

zu Hause. „Werden Sie unsere Stadt mit einigen Vorstellungen beglücken?“ fragte er im Weggehen.

„Möglich, daß ich es thun werde,“ antwortete der Taschenspieler, den Commissär artig bis an die Treppe begleitend. —

Unten auf dem Flur wurde der Beamte erwartet. Drinnen im Wohnzimmer gab er volle Auskunft. Madame Felbinger und der Gewürzkrämer waren außer sich vor Erstaunen. Die bange Spannung wich von den Gemüthern. Nach der vollauf erhaltenen Aufklärung empfand die hübsche Wittwe eine ungeheure Oede und Leere in ihrem Herzen, das ja nun von einer großen Last befreit war.

„Also nur ein Taschenspieler!“ rief sie aus, als der Commissär sich mit dem Gewürzkrämer entfernt hatte. „Also um deswillen alle diese Heimlichkeiten! Ha, ha — hapsi! Ich liebe die offenen Charaktere!“ — Und sie gedachte des geduldigen und treugehorsamen Brink. „Ich würde immer die Herrschaft behalten!“ murmelte sie vor sich hin.

Noch am nämlichen Abend machte sie ihm solche Avancen, daß der überglückliche Gewürzkrämer es wagte, seine Erklärung hervorzustammeln.

Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.







